Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 42/44 — 25. Oktober 1923 — 37. Jahrgang

Inhalt: Zum Kreuz — Maranatha — Christentum und Pazifismus. Vorträge, bei den Freunden der Christlichen Welt am 1. Oktober in Weimar gehalten — Fortschritte in der Religionspädagogik. Erstes Stück — Der deutsche Idealismus und die Religion (Lütgert) — Bund für Gegenwartchristentum in Weimar — Unser Recht von heute — Verschiedenes: Bücher und Schriften; Zu Wilhelm Herrmanns Dogmatik; Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Zum Kreuz

Ich komm durch Schlamm und Staub daher,
Ich fand nicht Ziel noch Ruh,
Ich trage, wankend, schwer, so schwer,
— — Und will dem Kreuze zu.

Steht noch des Kreuzes hehrer Stamm?
Fiel nicht auch der zu Staub? . . . .
Gibt Ruh und Rat noch Gottes Lamm?
Wards nicht der Zeiten Raub? . . .

Es winkt die Nacht. Es weht der Wind.
Und weit der Weg, noch weit.
O weh, ich einsam müdes Kind!
Wer gibt mir Ewigkeit?

Alexander Faure

Maranatha

Komm, Herr Jesu! 1. Kor. 16, 22. Offenb. 22, 20

Es müßte seltsam zugehn, wenn es anders wäre: viele Christen retten sich heut in die Apokalyptik hinein. Sekten erreichen damit ihre größten Erfolge. Wer es versteht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn und tritt unter die Leute mit der Offenbarung Johannis, Daniel und Matthäi 24 f. in der Hand, dem kann es nicht fehlen. Und warum sollte es? Sind die Zeichen der Endzeit nicht mit Händen zu greifen? Die Stimmung kann ja unter schlichten Christenmenschen gar keine andre sein! — Und auch wir. Sprechen wir nicht mit allen, die den Herrn Jesus Christ lieb haben, mit den Christen der ersten Tage: „Maranatha! Ja komm, Herr Jesu!"?

Es ist nichts zu sagen gegen den Seufzer der Sehnsucht. Sehnsucht nach Jesus und nach seiner besseren Welt. Sehnsucht nach Gott. Wenn unsre Zeit die nicht zeitigt, erleben wir sie umsonst.

Aber die apokalyptische Stimmung, der sich die hingeben, die jene Kapitel der Schrift bevorzugen, ist etwas ganz Andres. Sie deuten sich die Zeitereignisse mit unheiliger Neugier und verweilen bei Greueln und Gericht mit unheiligem Grausen. Irdische Rachegelüste mischen sich in den Schrei nach Erlösung. Möglich, daß sie darin eine innere Befriedigung finden, aber sie entfernen sich von der schlichten Jüngerschaft Jesu, die das Kreuz auf sich nimmt und ihm nachfolgt.

Über dem Buchstaben der biblischen Apokalyptik steht die Offenbarung Gottes in der Weltgeschichte. Er hat die fromme Phantasie irren lassen und seine Heiligen auf den Weg der Geduld verwiesen.

„Ja, komm Herr Jesu! Mach End, o Herr, mach Ende!" So dürfen wir seufzen. Aber so recht aus unsrer Ohnmacht und Blindheit heraus. „Herr, wie Du willst, so schicks mit mir." Nicht eignes Verlangen oder Volkes Hoffnung und Verzweiflung mit apokalyptischen Bildern stillend.

Ich verachte darum die apokalyptischen Bilder nicht. Sie sind zeitgemäß! Ich weiß auch, daß wir Zeichen der Zeit deuten sollen. Aber wir sollen vorsichtig sein mit unsern Einfällen. Wir sollen der Gemeinde schonen. Wir sollen wissen, was es mit der Apokalyptik jener Tage für eine Bewandtnis hatte. Und sollen auf den Geist säen, damit wir vom Geist das ewige Leben ernten. Sollen im Geist rufen, nicht in menschlicher Angst oder Leidenschaft: „Maranatha! Ja, komm, Herr Jesu!"

Ein Freund nannte neulich die Eschatologie die Religion der Primitiven. — Vielleicht ist sie die Religion der Alten? der Gereiften? Eine reiche Erfahrung in Gott und mit Gott gibt ihnen die Kraft der Phantasie, im Jenseitigen und Künftigen ganz heimisch zu sein. Das Letzte und in gewissem Betracht das Höchste des Christenglaubens sind „die letzten Dinge". Alle Torheit, Eitelkeit und Rohheit, die sich in den Zukunftserwartungen des Christenvolks je breit gemacht hat, kann und darf der Hoffnung, die wir haben, ihr Recht, ihren Reichtum, ihren Glanz nicht rauben. Mit ihr überwinden wir „den letzten Feind". Eschatologie ist eine zarte, feine Sache. Am besten singt man sie. Sei es an Gräbern, sei es tief im Herzen. „Jerusalem, du hoch gebaute Stadt!" R

Christentum und Pazifismus

Vorträge, Weimar den 1. Oktober, bei den Freunden der Christlichen Welt

1

„Wer in Deutschland noch ein Kommunist oder Pazifist ist . . . gut; aber er muß wissen, daß er will, daß wir ein Lamm unter einem Haufen wilder Tiere sein sollen. Er muß wissen, daß er Schmutz, Tuberkulose, Hunger und Sterben seines Volkes will." Mit diesem Wort könnte ich anfangen und alsbald wieder schließen. Es fände um des Mannes willen, der es gesprochen hat, bei allen, die politisch links eingestellt sind, mehr Beachtung als die lange Rede eines „Nationalisten". Der Name Gustav Frenssens hat bei der politischen wie bei der kirchlichen Linken bisher einen guten Klang gehabt. Aber das Wort genügt nicht. Denn nicht der Pazifismus an sich steht in Frage; um das Verhältnis des Pazifismus zum Christentum handelt es sich.

Deshalb lehne ich es ab, bei der landläufigen Begründung des Pazifismus zu verweilen. Viel Pazifismus wurzelt lediglich in Feigheit, Opferscheu und Sentimentalität. Viel Pazifismus bleibt im persönlichen Erlebnis befangen. Es ist verständlich, wenn ein Mann, der im Krieg sein Augenlicht, eine Frau, die im Krieg ihren Mann, den Vater ihrer Kinder, verloren hat, den Krieg verwirft; aber das ist kein zulänglicher Grund. Wieviel Kriegsblinde und Kriegswitwen gäben doch freudig ihre inzwischen herangewachsenen Söhne dem Vaterland zu neuem Opfer! Sie handelten männlicher und christlicher, als wer seinen persönlichen Verlust zum Anlaß nimmt, um eine allgemeine Volkslosung gegen den Krieg zu prägen. Auch das ist verständlich, daß der Pazifismus gerade in Deutschland

Boden gewonnen hat; was Clemenceau über den Bolschewismus gesagt, gilt auch vom Pazifismus: er ist eine Krankheit der geschlagenen Völker. Läßt sich denn aber ein allgemeines Urteil auf das einzelne, vielleicht zufällige Erlebnis eines einzigen Volkes gründen? Der Pazifismus muß auch vom Standpunkt der Gegenseite aus geprüft sein; für England, Frankreich, Amerika hat Gott die Waffen gesegnet und zum Instrument des Rechts geweiht. Ein unlösbarer Widerspruch, um nicht schärfer zu reden, liegt vollends darin, daß die deutsche Sozialdemokratie ihr ganzes Dasein auf die Lehre vom Klassenkampf gründet, den Kampf der Arbeiterklasse bewußt und einheitlich gestaltet und doch den Krieg verwirft. Zwischen dem Klassenkampf und dem Krieg besteht grundsätzlich, weithin auch in der Grausamkeit des Verlaufs, kein Unterschied!

Aber der ideale Pazifismus leitet seine Mission von Gott ab und beruft sich auf das größte und vornehmste Gebot, das Doppelgebot der Liebe. Diese Begründung ist so ernst, fromm, positiv, daß ein gläubiger Christ gar nicht anders kann, so scheint es, als pazifistisch gerichtet sein. Zu deutlich lautet Gottes Gebot „Du sollst nicht töten!", zu zwingend gebietet Jesus „Liebet eure Feinde", und: „daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel".

Wir erinnern uns aber sofort, daß das Gebot „Du sollst nicht töten!" auf jeder Seite des Alten Testaments durch Krieg und Kriegsgeschrei ergänzt wird. Das Volk, dem dies Gebot gegeben war, hat doch Jahrhunderte hindurch vom Krieg gelebt, ja bisweilen die völlige Ausrottung des besiegten Feindes auf den ausdrücklichen Befehl Gottes zurückgeführt. Das war keine Heuchelei; Mord und Krieg wurden ganz verschieden empfunden, der Mord war verboten, in den Krieg ziehen war erlaubt, war heilige Pflicht.

Läßt die Ethik des Neuen Testaments, läßt das Gebot, dem Übel nicht zu widerstreben, diese Unterscheidung zu?

Eine Vorfrage! Wird das Gebot im Bereich des persönlichen, privaten Lebens durchgeführt? Gibt es z. B. einen Pazifisten, der sein Kind dem Übel der Diphtherie preisgäbe ohne Widerspruch? In der alten Kirche hat bekanntlich ein Heiliger die Laus, die ihn quälte, nicht zerdrückt, weil ein Christ dem Übel nicht widerstreben solle! Doch, τῷ πονηρῷ heißt nicht „dem Übel", sondern „dem Bösen", der sittlichen Schlechtigkeit. Muß, darf man sich vor ihr wirklich beugen? Nein! Ich kann um des Glaubens willen durchaus bereit sein, dem Übel, dem Übeltäter nicht zu widerstreben, und doch um der Liebe, um seiner selbst willen genötigt, den Einbrecher zur Anzeige und Bestrafung zu bringen. Jesus stellt hier einen Grundsatz auf, zu dem sich unser Herz bekennen soll, nimmt aber auf das Recht, die Möglichkeit seiner Durchführung keine Rücksicht. Die Theologie des jetzt vergangenen Geschlechts hat die Bergpredigt sehr ernst genommen, aber doch, so Bousset RGG I, 1039, das Gebot der Feindesliebe als ein scharf zugespitztes, paradoxes Wort erkannt, das freilich eine ewige Wahrheit ausspricht, aber sich auch in kühnem Heroismus über alle Schwierigkeiten und Bedingtheiten des wirklichen Lebens hinwegsetzt; fast alle Worte der Bergpredigt sind Augenblicksworte von hervorragendem, (aber bloßem) Stimmungswert. Vor allem aber: das Problem des Pazifismus besteht erst seit dem Jahr 1693, seit Penns Essay of the present and future peace of Europe; zur Zeit Jesu war Jedermann von dem Recht des Kriegs überzeugt. Darum geht es wider alles geschichtliche Recht, das „Nichtwiderstreben dem Übel" aus der individuellen Moral herauszunehmen und auf den Völkerkrieg anzuwenden. Nicht anders steht es mit den Friedfertigen der Bergpredigt, mit der Friedensbotschaft von Bethlehem. Das Wort „Friede" zieht sich durch das ganze Neue Testament; aber an keiner Stelle ist es zwingend auf den politischen Frieden zu deuten. Es ist unerhört leichtfertig, neutestamentliche Worte in einem Sinn zu verwerten, den sie zu ihrer Zeit und an ihrem Ort schlechterdings nicht haben konnten. Rade, ein unverdächtiger Zeuge, gibt zu (CW 1921 Sp. 361), daß mit den εἰρηνοποιοί Matth. 5, 9 nicht das proklamiert sei, was wir Pazifismus nennen, und versteht in seiner Schrift „Christentum und Frieden" (S. 14) den „Frieden" des Neuen Testaments in erster Linie „von der Friedenserfahrung, die der Christ in seiner Seele macht, und von der Friedensgesinnung, die er in seinem Herzen hegt. In wie weit und auf welche Weise das in die Welt hinauswirkt, bleibt dann die Frage". Stimmte diese Auslegung aber nicht, wäre das „Nicht-Widerstreben dem Übel" wirklich pazifistisch zu deuten, so wären die Pazifisten zu bitten, mit diesem Wort Jesu in ganz anderm Sinn Ernst zu machen. Tolstoi leitet aus jener Stelle seinen entschlossenen Antimilitarismus ab und merkt gar nicht, daß er damit dem Übel widerstrebt und sich an dem Wortlaut der Bergpredigt versündigt, den er gerade für verbindlich erklärt. Wie will man dem Krieg widerstreben, wenn man dem Übel nicht widerstreben soll?

Aber der Geist des Neuen Testaments? Der große paulinische Grundsatz (Galater 3, 28): „Hier gilt weder Jude noch Grieche" wendet sich doch gegen den Nationalismus, also auch gegen den Krieg? Nein! Paulus hat hier die Grenzen des Volkstums so wenig beseitigt wie mit der Fortsetzung des Wortes die des Geschlechts und Standes; umgekehrt, er hat, wie der verachteten Frau neben dem Mann, dem mißhandelten Sklaven neben dem Freien, so dem Griechen neben dem gottesstolzen Juden sein Recht in der Gemeinde, sein Recht vor Gott erkämpft. Das Wort ist rein religiös gehalten; will mans aber politisch wenden, so lautet es positiv: „Hier gilt sowohl Jude als Grieche" und bestätigt es das Recht des besonderen Volkstums. Epheser 2, 17 „Christus hat verkündigt im Evangelium den Frieden euch, die ihr ferne wart (den Griechen), und denen, die nahe waren; durch ihn haben wir den Zugang alle beide in Einem Geist zum Vater" hat mit den Händeln dieser Welt, mit dem Staatsleben nichts zu tun; das Wort geht auf den Frieden mit Gott und auf die Verhältnisse innerhalb national gemischter Kirchengemeinden.

Und der Geist Jesu? Ganz gewiß, zwischen dem Geist Jesu und irgendwelchem „Revanchechristentum" (Rade S. 24) besteht keine Verbindung. Setzt denn aber der Krieg, der Krieg an sich, Haß und Rachgier voraus? Im übrigen kommt es darauf an, wie man sich den Geist Jesu zurechtlegt, den unerschöpflichen Geist, aus dem doch vielleicht Jeder nur herausholt, was seinem eigenen Geist entspricht. Kein Melancholiker und kein Sanguiniker kann sich ganz auf Jesus berufen, aber Jeder ein Stück weit. Jesus war das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und seinen Mund nicht auftut gegen seinen Scherer; aber er war auch der Nationalist, nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel, und hat seinen Jüngern der Heiden Straße und der Samariter Städte ausdrücklich versperrt. Jesus hat die Pharisäer in flammendem Zorn „Ihr Otterngezüchte, ihr Satansbrut" gescholten und hat den Tempel mit der Peitsche gereinigt; von der Peitsche ist aber nur Ein Griff zum Schwert! Damit ist natürlich das letzte Wort nicht gesprochen; aber angesichts solcher Szenen ist es ein Unfug, den Geist Jesu einseitig für die Passivität, für Dulden und Bluten, in Anspruch zu nehmen.

Schließlich muß man auch darauf achten, wieviel Bilder das Neue Testament vom Krieg und Kriegshandwerk hernimmt. Es sind nur Bilder, und die Bilder werden geistlich gedeutet. Als aber die Kriegsleute zu Johannes kamen „Was sollen denn wir tun?", hat er ihnen nicht „Die Waffen nieder" befohlen, sondern nur: „Tut niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch genügen an eurem Solde." St. Paulus hätte nun und nimmer die geistlichen Kräfte des Christentums mit der Waffenrüstung verglichen, wenn er auch nur ganz leise daran gezweifelt hätte,

daß ein Kriegsmann in seligem Stande sein kann. Ja, für die Offenbarung St. Johannes dient der Krieg, der blutige Krieg geradewegs zur Erreichung der letzten Zwecke Gottes, zur Herbeiführung des messianischen Reichs. „Ich sah den Himmel aufgetan, und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hieß Treu und Wahrhaftig. Und aus seinem Munde ging ein scharf Schwert, daß er damit die Heiden schlüge. Und ich sah die Könige auf Erden und ihre Heere versammelt, Streit zu halten mit dem, der auf dem Pferde saß. Und sie wurden erwürgt mit dem Schwert des, der auf dem Pferde saß, das aus seinem Munde ging; und alle Vögel wurden satt von ihrem Fleisch" (Offenb. 19). Man hat sich im Krieg an Volligers, des tapferen Schweizers, Bild „Jesus am Maschinengewehr" geärgert; das Bild bereitet in der Tat ästhetisch Anstoß. Aber die Endvision der Offenbarung geht ästhetisch und sittlich religiös über Volliger weit hinaus. Ein Geschlecht aber, das das „Abendmahl des großen Gottes" in solche Farben tauchen konnte, das solche Visionen in den Kanon des Neuen Testaments aufnahm, war, selbst wenn es nur in Bildern sprach, nicht pazifistisch gesinnt; es hat den Krieg nicht etwa bloß wie Hiob den Satan, sondern ganz eigentlich und unvermittelt als gottgewollt, als Werkzeug in der Hand des lebendigen Gottes anerkannt!

Wie sollte es auch anders? Die pazifistische Frage war noch nicht aufgeworfen, so wenig, wie andre Fragen und Aufgaben der Gegenwart; überdies waren die Fischer und Schiffer vom galiläischen Meer, die Hand voll Sklaven und Hafenarbeiter von Korinth und Ephesus zu ihrer Lösung nicht berufen. Ihre Seele war auf ganz andre Fragen, Nöte, Hoffnungen, Güter gerichtet! Unter diesen Umständen ist gar nicht zu verlangen, daß sich der Pazifismus am Neuen Testament ausweist; er kann es nicht. Er könnte übrigens recht wohl christlich sein, auch wenn ihm das Evangelium keine Handhabe böte; die Wurzel, die vom Stamm Isais ausging, hat manchen charakteristischen Trieb erst ganz allmählich und unter Verhältnissen entfaltet, die der Lage des Anfangs völlig fremd, entgegengesetzt waren. Doch steht das nicht zur Diskussion. Aber das liegt klar zutage: das Neue Testament gibt dem Pazifismus kein Recht, sich als genuin christlich aufzuspielen, gewährt ihm weder in bestimmten Worten noch mit seinem Geist irgendeinen Ankergrund. Es wäre viel gewonnen, wollte man in dieser rein geschichtlichen Frage dem wirklichen Tatbestand endlich die Ehre geben, die ihm gebührt!

Die eigentliche Auseinandersetzung hebt darnach erst an; die Entscheidung ist nicht von der Historie, sondern von der Ethik zu treffen. Ja, selbst wenn die Bergpredigt ein pazifistisches Manifest wäre, so ist doch die Bergpredigt um des Menschen willen und nicht der Mensch um der Bergpredigt willen gemacht und ist der Mensch ein Herr auch über die Bergpredigt. Mit seinem „Ich aber sage euch" schiebt Jesus das letzte Urteil unserm eigenen Gewissen zu: in jeder kleinen und großen Frage des sittlichen Lebens, darum auch über das Recht oder Unrecht des Kriegs.

Immerhin, die Geschichte erleichtert uns das Urteil: und die Geschichte zeugt für das gute Recht des Kriegs. Freilich hat Marcion den Kriegstaten des Judengottes die Sanftmut Jesu entgegengestellt, Origenes hat den Kriegsdienst verworfen, nach Tertullian durfte kein Christ Soldat, kein Soldat Christ werden; man durfte nicht Gott und dem Kaiser, weil nicht Gott und dem Teufel dienen. Hierbei war aber die Scheu vor dem Schwert von untergeordnetem Belang; entscheidend war die grundsätzliche Verwerfung des antiken, heidnischen Staates durch das Christentum, die ganz andre, jenseitige Einstellung des Christentums. Der weltgeschichtliche Umschwung vom Heidentum zum Christentum hat sich, unter Konstantin, zuerst gerade im Heer vollzogen; und nachdem er vollzogen war, waren Kriegerstand und Krieg kirchlich, christlich legitimiert. Sie sind es bis zur Reformation und sind es von der Reformation bis zur Aufklärung geblieben. Was besagt demgegenüber, daß sich Luther und Zwingli gelegentlich gegen den Krieg geäußert haben? Welchem ernsten Menschen graute nicht vor diesem Ungeheuer? Zwingli ist aber mit dem Schwert in der Hand gefallen; und Luther hat grundsätzlich gefordert, daß man den Krieg mit „männlichen Augen", nicht mit „engen, einfältigen Kinderaugen" betrachte. Recht besehen ist für ihn das Kriegs- oder Schwertamt „an sich selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich wie Essen und Trinken oder sonst ein andres Werk", ja in der Wahrheit ist es auch „ein Werk der Liebe". Was besagt, daß die Theologie etlicher Schwarmgeister den Krieg verworfen, daß sich die Mennoniten und die Quäker geweigert haben, die Waffen zu tragen? Diese kleinen Sondergruppen waren für das Wohl, für die Entscheidungen des Staates nicht verantwortlich! Was bedeuten sie gegenüber der Doctrina publica, dem Ecclesiae magnus consensus, womit die Augsburgische Konfession (Art. 16) den Christen erlaubt, jure bellare, gerechte Kriege zu führen? „Labores David in gerendis bellis sunt opera sancta, sunt vera sacrificia, sunt certamina Dei" (Apologie, Art. 3). Es hat nicht bloß Gustav Adolf mit gutem Gewissen sein Schlachtlied angestimmt, nicht bloß Ernst Moritz Arndt aus tiefster Seele zu dem Gott des Eisens gerufen: „Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte." Die theologische Ethik der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands hat sich bis zum Jahr 1914 einmütig zu dem guten christlichen Recht des Kriegs bekannt. Selbstbehauptung eines Staates gegen Störung und Beeinträchtigung durch den andern stellt Hofmanns theologische Ethik (S. 286) als selbstverständliche Pflicht fest, „als Pflicht bis zum Krieg". Auf der Linken bestreitet Herrmann nachdrücklich, daß es Aufgabe des Christen sei, den Krieg überhaupt zu negieren (Ethik, S. 186). Man lese etwa in RGG, dem Kompendium der neueren, damals, 1910, neuesten Theologie, die Artikel Friedensbewegung und Krieg! Wie schüchtern wirbt Goetz um Verständnis, um ein gerechtes Urteil über jene Bewegung, wie energisch verwahrt sich Gottfried Naumann, solange eine anerkannte höhere Instanz als die einzelnen Staaten noch nicht besteht, dagegen, daß man einem Staat Abrüstung zumutet oder irgendwie mit sittlichen Gründen das Recht bestreitet, einen Krieg zu führen, wenn er für ihn politisch notwendig ist. Als dann der Krieg kam, hat Troeltsch leidenschaftlich gewünscht, daß doch jedes seiner Worte ein Geschütz sein möge wider den Feind, Rohrbach (ich zitiere nach dem Gedächtnis) hat es für unzulänglich erklärt, daß man den Krieg bloß dulde — man muß ihn wollen; Gott sei Dank, daß er endlich gekommen ist —, Baumgarten hat in der Heimat Posten gestanden, und im ganzen Bereich der modernen Theologie hat von Anfang an vielleicht nur Rade kein positives Verhältnis zum Krieg gefunden! Aber der Krieg ging anders, als wir gehofft hatten. Da meldete sich hier die grundsätzliche Ablehnung des Kriegs, die bei Einzelnen geschlummert hatte, dort die allgemeine Knochenerweichung, dort das Grauen des Kriegs; die Presse des Auslands färbte ab, die Sozialdemokratie fiel in die „Vaterlandslosigkeit" ihrer früheren Jahre zurück; die Einsicht, daß der Krieg nicht zu gewinnen sei, griff um sich, der Pazifismus sammelte die Massen um seine Fahne. Nun wurden wir, die das Recht des Kriegs, des Kriegs an sich, vertraten, auf einmal zu Kriegstheologen, Militaristen, Nationalisten, Imperialisten, zu Verleugnern des Evangeliums, zu Gottes und der Menschen Feind, und hatten doch nur gelehrt, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum erat, daß nämlich Vaterland, Volk und Staat, daß die Gemeinschaft unsrer Nächsten zu den Gütern gehört, die der Jünger Jesu wie sich selbst, wie Gott lieben soll: von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt! Immer-

hin, auch Rade ist so weit „Kriegstheologe", daß er proklamiert: „Auch als Pazifist kann ich nicht schlechthin Antimilitarist sein, d. h. ich muß mir vorbehalten, wenn mein Volk in einen Krieg gerät, mit meinem Volk zu gehen" (S. 35). Und zu den erfreulichsten Sätzen, die die Christliche Welt in den letzten neun Jahren über politische Ethik gebracht hat, gehört, was Wünsch am 9. August schreibt: „Kein Zweifel — hätten wir Waffen, namentlich schwere Waffen, Artillerie, Tanks, Flugzeuge und vor allem — Geld, wir müßten kämpfen." Also nur die technisch-politische Lage, nur praktische Erwägungen hindern uns zu kämpfen: wir können es nicht. Grundsätzlich ist damit der Pazifismus abgetan.

Doch ich lasse mich wahrlich gern zum Kehricht werfen, wenn das, was werden will, wirklich werden kann, wenn die neue Moral, die heraufzieht, besser ist. Der Eifer, womit die nachrevolutionäre Jugend um die sittlichen Güter ringt, die Unerbittlichkeit, womit ihr christlich gesinnter Teil Ehe und Familie, Wirtschaft und Wissenschaft, Religion und Kirche und dann auch Vaterland und Staat, Volkstum und Menschheitstum, Krieg und Frieden am Evangelium mißt, verdient allen Respekt, auch wenn sich der Sturm und Drang nicht in klaren Begriffen auflöst. Aber das Recht des Kriegs ist überhaupt nicht vom Standpunkt der individuellen Ethik, deshalb auch nicht von dem Gebot „Du sollst nicht töten!" aus zu prüfen. Krieg oder Nichtkrieg bedeutet in Wahrheit: Staat oder Nichtstaat. Die Verwerfung des Kriegs führt zuletzt zur Verwerfung des Staates; die Anerkennung des Staates schließt auch die Anerkennung des Kriegs in sich.

Das Leben des Staates bemißt sich nach anderen Grundsätzen als das Leben des Einzelnen. Der Staat schafft das Recht, ohne das sich die Gesellschaft in einen Kampf aller gegen alle auflösen würde; er verwaltet und führt das Recht. Er hütet es aber mit Hilfe der Macht; er trägt das Schwert und er trägt es nicht umsonst; er ist der Rächer über den, der Böses tut. Der Einzelne erfüllt z. B. — unter Umständen — das Gesetz Christi, wenn er Diebstahl, Raub, Plünderung, Mord widerspruchslos hinnimmt; der Staat zieht den Dieb, Räuber, Plünderer, Mörder vor Gericht. Der Einzelne verzichtet unter Umständen auf die Rückzahlung einer Schuld, statt sie vor Gericht einzuklagen; der Staat wendet gegen den Verweigerer der Steuern Gewalt an. Die Frage „Rechtsstaat oder Machtstaat" ist eine Phrase der Revolutionszeit, sonst nichts; der Staat muß Machtstaat sein, wenn er Rechtsstaat, wenn er Staat bleiben will. Wie soll er denn sonst seinen Willen gegen die Widerwilligen durchsetzen, das Recht zum Sieg über die Ungerechten führen? Der Zweck des Staates ist anders als der des Einzelnen, darum ist auch seine Ethik anders.

Ist sie wirklich anders? Warum hält denn der Staat an seiner Macht fest, wozu dient denn die Handhabung des Rechts durch den Staat? Doch nicht dazu, daß Staat Staat, Macht Macht, Recht Recht bleibe. Hinter dem Recht und der Macht des Staates steht eine ganz andere Kraft: die Kraft der Liebe. Der Richter, der den Dieb und Räuber ins Zuchthaus abführen läßt, der Henker, der dem Mörder den Strick um den Hals legt, vollzieht damit das Liebesgebot Jesu Christi. Nicht gegen den Verbrecher, aber gegen die Gemeinschaft, außerhalb deren sich der Verbrecher gestellt hat, der der Richter wirksame Nächstenliebe schuldet. Wahrlich, das Gebot der Liebe ist nicht nur schön, nicht weich, nicht sentimental, es kann erschreckend herb und hart werden. Der Richter hätte leichteres Spiel, wenn er den Mörder liebreich an sein Herz zöge und ihm alles verziehe; täte ers aber, so versündigte er sich an dem Nächsten, den er zu schützen, den er zu lieben hat wie sich selbst. Liebe ist stark wie der Tod; Liebe muß — um der Brüder willen — auch den Mut zum Todesurteil finden.

Das Problem verschärft sich, wenn nicht der Staat gegen den Einzelnen, wenn ein Staat gegen den andern steht. Der Einzelne „ist natürliches Glied eines größeren Ganzen, eben des Staates, und kann sich nur in organischer Verbindung mit ihm entfalten, während der Staat ein Letztes, Höchstes ist, das von keiner höheren Gemeinschaft organisch umfaßt wird. Zu seinem Wesen gehört die Souveränität und das Streben nach Autarkie. Er würde sich selbst aufgeben, wenn er darauf verzichten wollte, sich die volle Freiheit des Handelns und die wirtschaftliche Unabhängigkeit gegenüber den andern Staaten zu sichern" (Rolffs, Politische Ethik, S. 129). Der Staat sichert sich aber die Freiheit des Handelns und die Unabhängigkeit nicht, damit er, der Götze Staat, seinen Thron behaupte, sondern damit die Gemeinschaft, die er vertritt, damit die Brüder, die auf ihn bauen, frei und unabhängig bleiben. Wie nun, wenn ein andrer Staat seine Freiheit zum Handeln und seine wirtschaftliche Unabhängigkeit in Frage stellt? Soll sich dann der Staat selbst verleugnen? Dann verleugnete er ja doch die Nächstenliebe, denn er gäbe sein Volk, seine Nächsten der Willkür des andern Staates preis. Jesus fordert die Selbstverleugnung vom Einzelnen; möge sich z. B. der Pazifist soweit verleugnen, daß er seine Ideologie dem Staat, das ist den Brüdern, zum Opfer bringt! Der Staat verleugnet sich unter Umständen gerade dann, wenn er sich behauptet, wenn er Krieg führt. Ist dann nicht der Krieg das gewaltigste Werk der Selbstverleugnung? Warum, wozu ziehe ich in den Krieg? Doch nicht um zu würgen und zu morden, sondern im heiligen Dienst der Nächstenliebe. Oder soll der Staat dem Feind sein Volk wehrlos überlassen, soll er müssig zuschauen, wenn der Feind das Land verheert, das Gott seiner Hut anvertraut hat, seine Söhne knechtet, seine Töchter ins Bordell schleift? Ist das Nächstenliebe, wenn der Staat den Wolf kommen sieht und die Schafe verläßt? Der Pazifismus stellt die Gegenfrage: Sind die Handgranaten das Gerät der Nächstenliebe? Jawohl, sie sind es. Denn wer ist mein Nächster? Doch der mir nahe steht. Darum auch der Fremde, der Feind, wenn ich ihm einzeln begegne; die Geschichte jedes Kriegs weist ergreifende Züge von Nächstenliebe auf im Feindesland. Aber wenn Volk gegen Volk ringt, handelt es sich nicht um den Einzelnen, sondern um die Gemeinschaft. Und am nächsten steht mir die Gemeinschaft, in die mich Gott von Natur gestellt hat; deshalb hat mir Gott auch ihre Förderung zur ersten Pflicht gemacht. Es ist einfach unchristlich, es ist Sünde, wenn ein Deutscher zuerst an das Wohl, die Sicherheit, die Ehre des Franzosen oder Marokkaners denkt. Es ist unchristlich, ferne Pflicht zu erfüllen und die nächste Pflicht zu vernachlässigen. Pflicht, nicht Lust, nicht Willkür ist der Krieg; eine düstere, unheimliche Pflicht. Die Pflicht, die Nächstenliebe ist so groß, daß sie mich zwingt, einen Andern zu töten, einen Andern, von dem ich weiß, daß er doch auch im Dienst der Nächstenliebe steht. Wer den Konflikt nicht zu Gunsten seines Volkes löst, handelt gegen das Gesetz Christi. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde."

Sie sehen, meine pazifistischen Freunde, ich suche nicht zaghaft nachzuweisen, daß sich der Krieg zur Not noch rechtfertigen lasse. Umgekehrt, ich bin tief davon durchdrungen, daß wir „Kriegstheologen" in der Schrift sitzen und Ihr daneben, neben der Schrift, neben dem Evangelium, neben der Bergpredigt; ich bin von der Unchristlichkeit des Pazifismus überzeugt. Es müßte denn sein, daß — der Staat unchristlich wäre. Wer aber den Staat will, muß auch den Krieg wollen; „es ist Heuchelei, wenn man den Staat will und den Krieg nicht zu wollen vorgibt" (Herrmann, Ethik, S. 186).

Gut! Muß es wirklich sein, dann lieber keinen Staat als den Krieg! Rade streitet Gott Lob! mit Niemandem darüber, „daß ohne Macht kein Staat möglich ist für ein Volk, und keine Geschichte" (S. 3), und erkennt den Staat, den

politisch machtvollen Staat, unbedingt an; es ist nur die Not, die ihn zur Tugend, zum Hymnus auf „die Macht der Ohnmacht" treibt: „was hindert uns zu zeigen, daß ein solches Volk auch in Fesseln frei, groß, stark und stolz sein kann?" (S. 29). Er hat inzwischen wohl gelernt, was uns hindert: unsre Waffenlosigkeit und die Waffen Frankreichs. Ein Volk, dessen Land der Nachbar, wie es ihm beliebt, mit seinem Heer besetzen, dessen Bürger er im Frieden vor sein Gericht schleppen, dessen Beamte er, weil sie dem Gesetz ihres Staates gehorchen, in seine Gefängnisse werfen, über die Grenze, die doch gar keine Grenze ist, jagen, dessen Staats- und Privatgeld er aus den Bankbüros, aus der Tasche des Straßengängers rauben darf und niemand fällt ihm in den Arm, ein solches Volk ist nicht frei, nicht stark und kann auch nicht mehr stolz sein; und die numerische Größe, über die es vorläufig noch verfügt, dient nur dazu, seine Ohnmacht, Knechtschaft und Schmach doppelt grell zu beleuchten. Der Staat dieses Volkes ist kein Staat, kein souveräner, selbstmächtiger Staat mehr; er hat nicht mehr die Macht, um den Besitz, das Recht, die Freiheit, die Ehre seiner Glieder zu schützen, d. h. nicht mehr die Macht, das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen.

Der unentwegte Pazifismus schreckt auch vor der letzten Folge nicht zurück. Was schadet es denn, wenn der Staat verschwindet? Was sind denn Staat und Volk? Als voriges Jahr ein Bilthovener von England nach Holland reisen wollte, weigerte er sich, beim englischen Paßbüro einen Reisepaß zu bestellen, weil er damit den Staat anerkannt hätte! Der Staat stammt doch vom Teufel, der Staat ist das brutale, alles zermalmende Raubtier, der Staat scheidet nur, was Gott zusammengefügt, verfeindet nur die Brüder, die Gott aus Einem Blut gezeugt und für Ein Ziel geschaffen hat! Der Staat ist nichts, die Menschheit alles! In ihrem Bruderdom werden omnes unum; unter dem Klang ihrer Orgel wird alle Welt mit neuen Zungen, mit Einem Mund die großen Taten Gottes rühmen! Was bedeuten Volk und Vaterland, wenn sich an ihrem Platz die große Menschheit erhebt? Was schadet der Untergang des einzelnen Volkes, wenn er nur dem wachsenden Menschheitstum Kraft und Nährstoff zuführt? Der Menschheitsgedanke ist so gewaltig, daß Staat und Volk zu dem Heroismus hinanreifen muß, für ihn sich zu opfern. Das Volk, das diesen Heroismus aufbringt, läßt der allmächtige Gott nicht untergehen! Darauf erwidert Herrmann mit der Unbestechlichkeit seines Denkens (Ethik S. 182): erstens, „daß Gott täglich Kreaturen, die sich für ihn opfern, in der Welt untergehen läßt", und zweitens, „daß Staatslenker, die jenem Verlangen folgen wollten, nach dem Recht des Staates als Hochverräter behandelt werden müßten". Dann aber fort mit diesem Staatsrecht, wir wollen und sollen M e n s c h e n sein! Derselbe Herrmann erwidert (S. 181): „Es ist sinnlos, vom Staat zu verlangen, daß er sich im Dienst andrer Staaten selbst verleugne. Wenn in einem Volke der Wille, für Andere sich selbst zu verleugnen, der Gesamtwille worden wäre, so würde dieses Volk Gottes die Selbstverleugnung nicht durch seinen Staat vollbringen, sondern in seiner sittlichen Vollendung würde es die Form des Staates gesprengt haben und jenseits der Geschichte stehen, in der die Staaten miteinander ringen." Die Form des Staates aber sprengen, jenseits der Geschichte treten gibt entweder das eigene, staatlos gewordene Volk dem staatlich organisierten Nachbarn zur Beute oder stößt, wenn auch der Nachbar staatlos wird, beide in Chaos und Unkultur und vernichtet die Menschheit, zu deren Weihe das Opfer des Staates bestimmt war. Die Menschheit auf Kosten der Völker heben, heißt das Wachstum des Baumes auf Kosten der Tanne, Eiche, Zeder fördern. Wollten die Tannen, Eichen, Zedern nur Bäume, die Äpfel, Pflaumen, Trauben nur Obst sein, dann wären sie keine Bäume, kein Obst mehr, auf jeden Fall nur schattenhafte, schattenlose Bäume, nur ungenießbares Obst. Das Genus ist doch bloß ein abgeleiteter Begriff; das Reale liegt allein in der Spezies, und die Ausbildung der Spezies führt das Genus seiner Vollendung zu. Den Menschen an sich, den reinen, völkisch nicht differenzierten Menschen gibt es nicht und kann es nicht geben, die Menschheit baut sich nur aus Völkern auf und gerade die Differentia specifica macht den Menschheitswert des einzelnen Volkes aus: je reiner und voller der Deutsche, Franzose, Engländer sein Sondertum ausprägt, desto reiner und voller rauscht das Orchester der Menschheit. Das Sondertum läßt sich aber nur ausprägen, wenn ein starker Staat seine Hand über den Völkern hält; staatlose Völker sind in der Kulturwelt unmöglich. Wer deshalb die Macht, Freiheit, Unabhängigkeit des Staates stärkt, trägt gerade dadurch die stärksten Steine bei für den heiligen Menschheitsdom. Christlich ausgedrückt: den Staat lieben, heißt sein Volk lieben, sein Volk lieben heißt sich selbst lieben und seinen Nächsten wie sich selbst; und die Frucht solcher Nächstenliebe kommt der überstaatlichen Menschheit zu gut. Die Ultima ratio des Staates aber ist der Krieg. „Der Krieg ist an sich weder christlich noch unchristlich, weder sittlich noch unsittlich. Er ist in einer bestimmten geschichtlichen Lage die unabweisbare Äußerung der in der Kulturbewegung entwickelten Menschennatur" (Herrmann S. 186). Den Krieg anerkennen, zum Krieg bereit sein, heißt sein Volk und die Menschheit lieben und damit das Gesetz Christi erfüllen. Der Winter 1914/15, der apostolische Abschnitt des Weltkriegs, war für die europäische Welt nicht nur die Zeit, darin ihr Heldentum himmelhoch gewesen ist, er war auch die klassische Periode der Nächstenliebe. Der Pazifismus verneint den Krieg, verneint damit beides, das Volk und die Menschheit, und erweist unter dem Schein der reinsten Liebe in Wirklichkeit ihr Gegenteil, erweist sich als unchristlich vor Volk, Menschheit und Gott.

Dann soll also der Krieg fortdauern bis in Ewigkeit? In die Ewigkeit hinüber, nein. Solange aber die Zeit, die Geschichte, die Menschheit bleibt, bleibt auch der Krieg. Er bliebe unter Umständen selbst dann, wenn alle Völker mit Ernst christlich würden. Zwei Kaufherrn können durchaus christlich, gläubig und doch genötigt sein, einander im Wirtschaftskampf Schaden und Leid zu tun. Die leitenden Staatsmänner können hier wie dort ihre Kniee im Namen Jesu beugen und erklären doch namens ihrer Völker gegenseitig den Krieg; sie müssen es, weil sie mit ihren Völkern in die Kulturbewegung, in die Geschichte verstrickt sind. Krieg führen und zugleich beten: darin äußert sich die gigantische Tragik des Kriegs. Haben wir ein Recht auf Befreiung von solcher Tragik? Hätten wir's, so tauschten wir dafür doch nur die andre Tragik ein, die jetzt über unser deutsches Volk heraufziehen will, die heraufzuführen der deutsche Pazifismus Hand in Hand mit dem Militarismus der Entente arbeitet, daß wir nämlich unsre weltgeschichtliche Bestimmung im Verzicht auf politische Macht, unsere völkische Sonderart in der bloßen Erarbeitung kultureller Güter erkennen. Als ob ein machtloses Volk noch Kulturmacht besitzen könnte! In der Menschheit aufgehen heißt für ein Volk untergehen! Wäre sie aber gleichwohl möglich, die kriegslose Zukunft: was wäre gewonnen? Die pazifizierte Welt würde zur Welt der vollendeten Heuchelei, der absoluten Gottwidrigkeit; denn fortan ginge das Letzte nicht mehr: der Welt die heuchlerische Maske vom Gesicht zu reißen, die Gottwidrigkeit mit dem Mut der Verzweiflung zurückzubiegen zur Wahrheit Gottes.

Ich schließe. Nur noch zwei Bemerkungen!

Wenn der Inhalt meines Vortrags über die Mauern dieses Hauses hinausdringt, so erschüttert er bei der marxistischen Masse vielleicht wieder das Vertrauen zur Kirche, das der Dienst unsrer sozialistischen Pfarrer bei ihr etwa zum Keimen gebracht hat. Vielleicht schwindet dafür in andern Kreisen das Mißtrauen, das der Pazifismus einzelner Freunde von länger her gegen uns Menschen der „Christlichen Welt" angesammelt hat. Aber solche Hoff-

nungen und solche Sorgen kommen für uns nicht in Betracht; wir streiten um die Wahrheit, nicht um die Zweckmäßigkeit. Im übrigen kennt niemand die Zukunft. Wer weiß denn, ob es nicht unser Volk in all seinen Schichten der evangelischen Kirche noch von ganzer Seele danken wird, wenn sie unter der Asche des pazifistischen Zeitgeschmacks doch den Glauben an die Göttlichkeit der politischen Macht, an das christliche Recht des Kriegs bewahrt und gepflegt hat? Ob nicht die sozialdemokratische Masse zum Erfurter Programm von 1891 zurückkehren und wieder die „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit" fordern wird?

Die zweite Bemerkung! Ein kriegstüchtiges deutsches Armeekorps — und kein französischer Soldat hätte sich an die Ruhr gewagt! Gleichwohl lehne ich jedes kriegerische Experiment ausdrücklich ab. Wir Deutschen haben auf Jahrzehnte hinaus keine technische Möglichkeit, Krieg zu führen; darum wäre es Sünde, mit dem Gedanken des Kriegs auch nur von ferne zu spielen. Gleichwohl: das türkische Heer zieht dieser Tage wieder in Konstantinopel ein, wir Deutschen müssen uns — nicht einmal vor dem Säbel, nein — vor der Reitpeitsche der Franzosen ducken. Wir sind nicht mehr Gestalter, wir sind nur noch Objekt und Schauplatz unsres Schicksals. Bleiben wir wehrlos, dann bleiben wir die Heloten Europas. Darum gehört die Schaffung eines neuen Heeres zu den vornehmsten Zukunftsaufgaben unsres Volkes: nicht der Macht, sondern dem Recht, der Freiheit, der Kultur, unsrer und der Weltkultur zu Liebe. Läßt uns Gott diese Zukunftsaufgabe lösen und Frankreich bekehrt sich nicht zum Frieden Gottes, dann kommt das neue Deutschland: „dann, deutscher Mann, dann, freier Mann, mit Gott dem Herrn zum Krieg!"

Johannes Kübel

2

Herr D. Kübel wird ohne Zweifel recht behalten mit seiner Voraussage, daß wir beide einander nicht bekehren werden. Ja, ich glaube, von uns allen, die wir heute zusammen gekommen sind, wird kaum einer durch unsre Reden und die Aussprache dazu vermocht werden, mit seiner bisherigen Anschauung zu brechen oder sie auch nur in wesentlichen Punkten zu ändern.

Wenn wir aber nur zusammengekommen wären, um eine mehr oder minder geistreiche Unterhaltung zu veranstalten, dann wären wie in diesen Tagen besser zu Hause geblieben. Daß wir uns unmittelbar bekehren, ist nicht zu erwarten. Daß wir aber nur lernten, uns gegenseitig anzuhören, wie Herr Kübel meint, wäre doch ein zu magerer Gewinn. Das Ergebnis kann und soll unsere Aussprache haben, daß wir alle, Redner und Hörer, uns von dem Gewicht der Fragen, um die es sich handelt, noch viel mehr als bisher belastet fühlen und daß wir uns ernstlich vornehmen, viel gründlicher als bisher alle Tatsachen, die mit diesen Fragen zusammenhängen, zu erforschen und viel gewissenhafter Gründe und Gegengründe gegeneinander abzuwägen.

Einer der größten Fortschritte in der Entwicklung des protestantischen Geisteslebens, die Anerkennung der Gewissens- und Geistesfreiheit, hat eine sehr böse Kehrseite, deren wir uns erst langsam bewußt werden. Wir finden uns gar leicht damit ab, daß gescheite und gutwillige Menschen in den wichtigsten Fragen verschiedener Meinung sind. Unsere Toleranz wird zur Gleichgültigkeit. Die verschiedensten Anschauungen in Religion, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Politik nehmen wir hin mit dem Gedanken, jeder habe eben das Recht seiner eigenen Ansicht. — Man möchte unserm Geschlecht etwas von der Intoleranz des 16. und 17. Jahrhunderts wünschen, etwas von dem Glaubenseifer der Zeiten, denen es unerträglich war, die Andern in heillosem Irrtum befangen zu sehen.

Gewiß, die Geistesfreiheit wollen wir nicht wieder aufgeben. Jeder hat in der Tat das Recht seiner eigenen Meinung, auch wenn sie noch so falsch wäre. Und wir sind jeder ehrlichen Überzeugung unsere Achtung schuldig. Aber doch nur der hat das Recht auf eigene Meinung, nur der kann Achtung vor seiner Überzeugung verlangen, der sich nach allen seinen Kräften um die Wahrheit bemüht hat und noch weiter darum bemüht.

Es gibt nur eine Wahrheit. Wir müssen uns wieder darüber klar werden, daß von zwei einander widersprechenden Meinungen entweder die eine oder die andere oder alle beide falsch sein müssen, daß sie niemals alle beide richtig sein können.

Mit dem Gefühl der Verpflichtung zu der sorgfältigsten Begründung seiner Grundsätze ist es aber nirgendwo schlimmer bestellt als in der Politik. Selbst in der Kunst, in der früher eine mißverstandene Anwendung des Sprichwortes, daß über den Geschmack nicht zu streiten sei, der Willkür Tür und Tor geöffnet hat, verlangt man von sich und Andern heutzutage eine gewissenhaftere Rechtfertigung seines Urteils als in der Politik.

Diese Liederlichkeit des politischen Denkens ist nicht der letzte Grund für das Unglück unseres Vaterlandes. Zum Aufbau gehört nicht nur guter Wille, sondern ebenso klare Erkenntnis dessen, was not tut.

Was von der innern, der Wirtschafts- und Kulturpolitik gilt, das gilt augenblicklich ganz besonders auch von der auswärtigen Politik. Darüber sind Kübel und ich uns vollkommen einig. Kübel beschuldigt in einer Besprechung von Rades „Christentum und Frieden" die (pazifistischen) Ideologen, daß sie unsere Ohnmacht mitverschuldet haben, und hält sie nach seinem heutigen Vortrag offenbar auch in Gegenwart und Zukunft für Schädlinge in unserm Vaterlande. Ich aber behaupte mit derselben Bestimmtheit und fühle mich bisher durch alle Beobachtungen und durch alles Nachdenken in dieser Überzeugung nur bestärkt, daß die Kriegspolitiker uns dem Untergang ganz nahe gebracht haben und ihn zu vollenden drohen. Das Schicksal unsers Volkes, das Schicksal unserer Kinder hängt davon ab, ob wir in dieser Streitfrage die richtige Entscheidung treffen.

Es gibt *vier* Möglichkeiten, zu der Frage des Pazifismus Stellung zu nehmen. Die erste wird bezeichnet durch das bekannte Wort Moltkes, der ewige Friede sei ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Wer so denkt, ist Antipazifist schlechthin. (NB. Moltke hat nicht immer so gedacht.) Denn wenn der ewige Friede nicht einmal ein *schöner* Traum, wenn also der Krieg notwendig und wertvoll, ein zweckmäßiges Erziehungsmittel etwa in der göttlichen Weltordnung ist, dann ist es unrecht, die Kriege beseitigen zu wollen. Wer so die Dinge ansieht, der müßte eigentlich denjenigen dankbar sein, die nach langer Friedenszeit wieder einmal einen Krieg herbeiführen. Es gibt auch Menschen, die dieser Folgerung nicht ausweichen. Aber im allgemeinen hat man nicht den Mut zu dieser Konsequenz. Auch die Kriegspolitiker suchen sich oder ihre Helden gewöhnlich gegen den Vorwurf, einen Krieg entfacht zu haben, zu verteidigen.

Andere halten den ewigen Frieden allerdings für einen schönen Traum, aber doch eben nur für einen Traum, für ein Hirngespinst, das niemals Wirklichkeit werden kann. Im wirklichen Leben, meinen sie, seien solche Hirngespinste nur schädlich. Die Völker hätten nur die Wahl, Amboß oder Hammer zu sein. Wer sein Volk lieb habe, müsse es mit kriegerischen Machtmitteln, müsse es vor allem mit kriegerischem Geiste ausrüsten, damit es eben nicht Amboß werde. — Daß auch die Vertreter dieser Ansicht Antipazifisten sind, bedarf keines Beweises, wenn sie auch dem Pazifismus insofern näher stehen, als sie die Schönheit seines Ideals anerkennen.

Drittens gibt es Menschen, die die Beseitigung der Kriege für ein erstrebenswertes Ziel halten; die freilich der Meinung sind, daß dies Ziel in einer vielleicht sehr

fernen Zukunft liege, es aber doch für ihre Pflicht halten, daran mitzuarbeiten, daß die Menschheit ihm allmählich immer näher komme. Einstweilen rechnen auch sie noch mit der Tatsache der Kriege und lehnen für ihre eigene Person eine Teilnahme am Kriege nicht ab. Sie kämpfen für ihr Volk, entweder unbedingt, oder wenigstens dann, wenn es sich nach ihrer Überzeugung um einen gerechten Krieg handelt. — Die Vertreter dieser Anschauung sind Pazifisten. Denn unter einem Pazifisten versteht man einen Menschen, der, so viel an ihm ist, zur Beseitigung der Kriege mitarbeiten will. Vor dem Kriege war diese Form des Pazifismus in den internationalen Friedensgesellschaften vorherrschend.

Endlich viertens aber gibt es Menschen, die den Krieg unter allen Umständen für ein Unrecht halten, an dem sich zu beteiligen ihnen ihr Gewissen verbietet, die darum jede unmittelbare und mittelbare Hilfe für die Kriegführung verweigern. Man nennt diese Pazifisten auch Antimilitaristen oder Kriegsdienstverweigerer.

Diese vier Gruppen umfassen wohl alle Möglichkeiten. Innerhalb der einzelnen Gruppen gibt es natürlich viele Abstufungen, und zwischen zwei benachbarten Gruppen gibt es Übergänge. Im Einzelfall ist die richtige Einordnung nicht leicht. Wenn Kübel z. B. in einer Besprechung der Radeschen Schrift „Christentum und Frieden" in der Theologischen Literaturzeitung erklärt „Unsereins will auch den Frieden. Welcher halbwegs gewissenhafte Christenmensch wollte ihn nicht?" — auch heute hat er sich in seinem Vortrage zuweilen ähnlich ausgedrückt —, so scheint er in die dritte Gruppe zu gehören. Er würde also als Pazifist anzusprechen sein. Aber er selbst wird sich diese Bezeichnung verbitten, und mit Recht. Denn wer den Frieden für so unmöglich hält wie er, der kann ihn auch nicht ernstlich wollen. Er hätte, um sich ganz sprachrichtig auszudrücken, statt „wollen" „wünschen" sagen müssen. Nach seinen Leitsätzen *) hatte ich Kübel zu den Vertretern der zweiten Gruppe gerechnet, zu denen, die den ewigen Frieden für ein sehr schönes, aber ewig unerreichbares Gut halten. Nach einigen Wendungen in seinem heutigen Vortrag aber gehört er eher in die erste Gruppe, denn wer uns so die sittlich verheerenden Folgen schildert, die nach seiner Meinung ein dauernder Friede haben müßte, von dem versteht man nicht, wie er danach den ewigen Frieden überhaupt noch für ein Gut halten kann.

Rade dagegen gehört offenbar in die dritte Gruppe. Er ist übrigens ein Beispiel dafür, wie nahe Pazifisten dieser Richtung den Verteidigern des Krieges stehen können, wenn er in einer Anmerkung zu der genannten Schrift sich vorbehält, zu seinem Volke zu stehen, falls es in einen Krieg gerät. Die Bedingung, daß das eigene Volk sich dabei im Recht befinden müsse, ist wenigstens nicht ausdrücklich genannt.

Ich selbst bekenne, daß ich zwischen der Anerkennung des Rechtes auf Verteidigungskrieg und der grundsätzlichen Verwerfung aller Kriege noch nicht zu einer klaren Entscheidung gekommen bin. Und zwar hängt dieses Schwanken nicht so sehr zusammen mit der Ungewißheit in der Frage, ob das Recht auf Gewaltanwendung in der Notwehr anzuerkennen sei — ich glaube, daß man das wird zugeben müssen — sondern es hängt mit der Beobachtung zusammen, daß Kriege, in denen das Recht ausschließlich auf der einen Seite liegt, schwerlich vorkommen und daß eine gerechte Gewaltabwehr ohne ungerechte Gewaltanwendung bei der Durchführung eines Völkerkriegs unmöglich scheint.

Gewiß ist es ein Mangel, auf die wichtige Frage, ob der Verteidigungskrieg sittlich erlaubt oder verwerflich sei, keine klare Antwort geben zu können. Aber ich tausche diesen Mangel nicht ein gegen eine voreilige, nicht auf sicheren Gründen ruhende Gewißheit **).

*) Nr. 37/39 Sp. 588. — **) Die theoretische Unsicherheit hat mich, scheint's, zu einer übergroßen Zurückhaltung im Ausdruck verführt. Den Lesern der oben stehenden Sätze wird es aber wohl klar werden, was den Hörern meines Vortrags offenbar entgangen ist, daß, wenn ich auch zu einer bedingten Bejahung des reinen Verteidigungskrieges komme, die genannten Gründe mich doch zum praktischen Antimilitarismus führen.

Die letzte Entscheidung können nur sittliche Gebote geben. Denn nur sittliche Gebote sind unbedingt. Das schließt aber nicht aus, daß die Frage auch von ganz anderen Gesichtspunkten aus betrachtet wird und betrachtet werden muß. Kübel hat ganz recht, wenn er in seinem ersten Leitsatz von mancherlei Pazifismus redet — oder, wie ich lieber sagen möchte, von mancherlei Art, den Pazifismus zu begründen.

Auf den „Pazifismus", der aus Feigheit und Opferscheu geboren ist, gehe ich nicht nochmals ein. Alles, was darüber zu sagen ist, habe ich bereits in meiner Antwort auf Kübels ersten Leitsatz gesagt (Nr. 37 Sp. 588). Doch muß ich hier ein Wort sagen über seinen Angriff auf die Sozialdemokratie, den er in diesem Zusammenhang für notwendig gehalten hat. Gewiß gibt es Sozialdemokraten, die den Klassenkampf mit den Gewaltmitteln führen wollen, die sie im Völkerkampf verwerfen. Darin liegt ein innerer Widerspruch. Dafür aber ist nicht die Partei als solche verantwortlich zu machen. Das Bekenntnis zum Klassenkampf, der Wille, die Klassenscheidung zu beseitigen, ist so wenig antipazifistisch, daß vielmehr dieses Ziel mit dem des Völkerfriedens im innigsten Zusammenhange steht.

Viel wichtiger ist es, die wirklichen Gründe für oder gegen den Pazifismus ins Auge zu fassen. Man kann die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund stellen. Die Kriegspolitiker erklären: „Die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen den Völkern, die Konkurrenz, der Handelsneid machen einen dauernden Frieden unmöglich. Jedes Volk sucht seine Absatzgebiete zu vergrößern. Dadurch werden die Spannungen, die Interessengegensätze immer stärker, und sie führen über kurz oder lang zum Kriege. Das siegreiche Volk bemächtigt sich der Absatzgebiete des unterlegenen, es bereichert sich auch sonst auf jede Weise auf dessen Kosten." — Dem gegenüber behauptet Norman Angell, der das Gewicht des Altruismus sowohl wie der sittlichen Gebote sehr gering einschätzt und den Egoismus für die einzig wirksame Triebkraft im Völkerleben hält, daß jeder Krieg auch für den Sieger ein sehr schlechtes Geschäft sei, daß auch Kriegsentschädigungen und Gebietsabtretungen keinerlei Vorteil für den Siegerstaat bedeuteten. Angell hat gerade durch den siegreichen Krieg in England viele neue Anhänger gewonnen. Der in Deutschland viel gelesene Keynes vertritt ähnliche Gedanken.

Für uns sind die wirtschaftlichen Fragen nicht entscheidend. Aber wenn wir über die Möglichkeit der Beseitigung der Kriege urteilen wollen, so ist es doch von der größten Bedeutung, darüber klar zu werden, ob die wirtschaftliche Entwicklung einer kriegerischen oder einer friedlichen Lösung der unleugbar vorhandenen Gegensätze günstig ist.

Zweitens kann man aus historischen Gründen die Frage zu lösen suchen. Die Militaristen behaupten: „Kriege hat es immer gegeben. Schiedsgerichte mögen erträglich sein bei unbedeutenden Streitfragen. Wenn Lebensfragen für ein Volk auf dem Spiele stehn, wenn seine nationale Ehre angetastet wird, dann muß es mit allen Mitteln sein Dasein, seine Ehre selbst schützen und verteidigen." Daß es Kriege immer gegeben hat, wird Niemand leugnen. Vielleicht waren sie früher noch zahlreicher als jetzt. Die Fehden der Ritter untereinander, der Stände untereinander, der deutschen Staaten untereinander sind im deutschen Reiche überwunden gewesen. Es ist zum mindesten nicht von vornherein für unmöglich zu erklären, daß auch in einer größeren Gemeinschaft die blutigen Kämpfe vermieden werden könnten. Daß Schiedsgerichte nicht eine unbedingte Gewähr für Unparteilichkeit ihrer Sprüche bie-

ten, ist wahr. Aber die Entscheidung des Krieges verbürgt erst recht nicht, daß das Recht den Sieg behält. Wären 1914 alle Streitfragen einem internationalen Schiedsgerichte überwiesen worden und hätte dieses Schiedsgericht für Deutschland und Österreich die ungünstigste Zusammensetzung gehabt, die man sich denken kann, die Entscheidung des Gerichts würde gewiß für diese beiden Staaten erträglicher gewesen sein als die des Krieges.

Wiederum können diese Erwägungen weder nach der einen noch nach der andern Seite den Ausschlag geben. Denn es wäre möglich, daß zwar eine friedliche Lösung für ein Volk vorteilhafter wäre, daß aber ein höheres Gebot es zum Kriege zwänge, und umgekehrt, daß es sich bei einer kriegerischen Lösung besser stünde und doch um des Gewissens willen den Frieden vorzöge. Aber wiederum wird unser Urteil über das, was möglich ist oder nicht, stark beeinflußt durch die Antwort auf die Frage, ob die Selbsterhaltung eines Staates durch kriegerische oder friedliche Austragung der Gegensätze besser fährt.

Ähnlich steht es mit den biologischen Gründen. Die Militaristen erklären, der Kampf ums Dasein beherrsche die ganze Lebewelt. Es sei unmöglich, die Menschheit aus diesem Kampfe auszuschließen. Naturforscher aber von der Bedeutung eines Peter Krapotkin glauben feststellen zu können, daß dem Kampf ums Dasein gar nicht eine so allgemeine Bedeutung zukomme, wie man früher vielfach angenommen hat, daß der Fortschritt in der Entwicklung jedenfalls vielmehr auf dem Gesetze der gegenseitigen Hilfe unter den Lebewesen beruhe als auf dem des Kampfes ums Dasein. Daß auch diese Fragen die sorgfältigste Beachtung verdienen für Jeden, der nach grundsätzlicher Klarheit über das Friedensproblem strebt, ist einleuchtend.

Auch die damit vielfach zusammenhängende Frage, ob der kulturelle Fortschritt der Menschheit durch dauernden Frieden oder durch Kriege mehr gefördert werde, ist von großer Bedeutung. Die Militaristen behaupten, der Krieg sei ein Stahlbad für ein Volk; er lasse die vornehmsten Eigenschaften des männlichen Charakters zur Blüte kommen; der Krieg fege, was morsch und krank sei, hinweg und bringe eine Auslese der Tüchtigsten und Besten zu wege. Der Pazifist glaubt an solche günstigen Folgen des Krieges nicht, er findet zum mindesten viel größere sittliche Schäden; er bestreitet, daß eine Auslese der Besten durch den Krieg stattfinde, sondern glaubt feststellen zu können, daß zumeist gerade die Minderwertigen übrig bleiben; er sieht im Gefolge des Krieges keine moralische Hebung, sondern eine furchtbare moralische Verwüstung. Das könnte man die humanitäre Beurteilung der Frage nennen, die, wie man sich auch entscheiden mag, zweifellos beachtet werden muß. Mir ist nicht recht klar, warum Kübel in seinen Leitsätzen so wegwerfend von der humanitären Betrachtungsweise redet. Aber ich bin mit ihm darin einig, daß es Gebote gibt, die Geltung verlangen, unbekümmert um alle Folgen.

Wenn wir unbegrenzte Zeit zur Verfügung hätten, so müßten alle diese Fragen gründlichst erörtert werden. Was die christliche Sittlichkeit von uns verlangt, kann gar nicht entschieden werden ohne ihre Beachtung. Es wird aber möglich sein, aus der Geschichte und dem Wesen der christlichen Sittlichkeit einige Grundsätze abzuleiten, die dann im Einzelnen angewandt werden müssen. Sofern diese religiös-sittlich begründeten allgemeinen Grundsätze pazifistischer Art sind, kann man von einem religiösen oder *christlichen Pazifismus* reden. Das ist die Frage, die wir beantworten sollen, ob die christliche Sittlichkeit den Pazifismus fordert, ob es einen christlichen Pazifismus gibt.

Wenn wir diese Frage stellen, ist es das Nächstliegende, daß wir festzustellen suchen, was denn Jesus über Krieg und Frieden gedacht und seine Jünger gelehrt hat. Quidde erzählt in seiner Flugschrift „Völkerbund und Friedensbewegung", daß auf dem Weltfriedenskongreß in Boston aus der Bibel verlesen worden sei, was in der Bergpredigt und sonst in den Evangelien über den Wert des Friedens gesagt ist. Das habe zu dem Eindruckvollsten gehört, was jene Tagung gebracht habe. Ich muß darauf verzichten, diesen unmittelbaren Eindruck hier zu Hilfe zu rufen. Ich bitte Sie aber, sich an alle die Worte von den Friedfertigen und Sanftmütigen, vom geduldigen Leiden, von der Nächstenliebe und Feindesliebe, vom Eliasgeist und dem Geiste des Menschensohnes zu erinnern, die Ihnen aus den Evangelien bekannt sind. Nun behauptet Kübel und beruft sich dafür auf Rade, daß alle diese Worte Jesu nicht auf den Völkerfrieden gehen. Das ist wohl insofern richtig, als Jesus bei diesen Worten nicht unmittelbar an den Völkerkrieg gedacht hat. Aber es ist falsch, wenn man behaupten will, daß die Friedensgesinnung, die Jesus forderte, mit der Beteiligung am Volkskriege vereinbar sei. Wir kennen ja die Konstruktionen, die Feindesliebe und Waffenkampf miteinander verbinden wollen. Aber einfältigen Herzen — und ein Christ soll ja doch wohl einfältig sein — werden diese Konstruktionen niemals einleuchten. Oder glauben wir, daß im Grabenkampf der Bruder dem Bruder in recht brüderlicher, liebevoller, christlicher Gesinnung den Schädel eingeschlagen hat? Was aber vom gräßlichen Nahekampf gilt, das gilt ebenso von der feinsten Kriegstechnik und von der Tätigkeit des taktischen oder strategischen Heerführers.

Nur ein ganz kurzes Wort zu der Behauptung, daß doch das Neue Testament den Krieg als selbstverständlich voraussetze. Gewiß, Jesus spricht davon, daß ein König, der mit einem andern König Krieg führen wolle, vorher die beiderseitigen Kräfte abschätze; aber wenn man nicht etwa aus dem Gleichnis vom ungerechten Richter schließen will, daß Jesus die Ungerechtigkeit des Richters billigt, so kann man aus diesem Gleichnis keine Zustimmung zum Kriege herauslesen.

Daß aber die Kriege im Neuen Testament als Mittel zur Heraufführung des Reiches Gottes gewertet werden — in den apokalyptischen Bilderreden, wie Kübel das soeben ausführlich geschildert hat — kommt für uns gar nicht in Betracht. Denn daraus läßt sich überhaupt keine brauchbare Folgerung ableiten. Auch alle furchtbaren Naturereignisse, auch große Seuchen dienen gewiß irgendwie einem Plane Gottes. Das entbindet uns aber nicht von der Verpflichtung, gegen diese Übel zu kämpfen.

Ganz unverständlich ist mir die Bemerkung gegen Tolstoi, daß aus dem Worte „Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel" (oder wohl richtiger „dem Bösen") folge, daß man auch dem Kriege nicht den Krieg erklären dürfe. (So auch Rade in „Christentum und Frieden".) Tolstoi faßt die Stelle, wie ich meine, mit Recht, so auf, daß ergänzt werden muß: mit argen Mitteln. Daß Jesus selbst auch dem Bösen widerstrebt hat, kann ja Niemand leugnen. Sonst hätte man ihn doch nicht gekreuzigt.

Aber lassen wir ganz den Streit um die einzelnen Worte Jesu und der Bibel überhaupt. Freilich nicht aus dem Grunde, weil sie, wie Kübel sagt, nur „Stimmungswert hätten" und weil Jeder aus diesen Worten herausholе, was seiner Natur angemessen wäre. Nein, wer sie so verwendet, mißbraucht sie; es ist z. B. auch nicht richtig, wenn Kübel das Gebot der Nächstenliebe so auffaßt, daß in erster Linie der Volksgenosse der Nächste sei: das Gleichnis vom barmherzigen Samariter spricht deutlich gegen diese Auffassung. Aber wie hoch wir auch die Worte Jesu einschätzen, und wie sicher wir auch ihre wahre Meinung glauben ergründen zu können, wir sind keine Biblizisten, wir glauben nicht mit dem Hinweis auf das, was geschrieben steht, eine religiöse oder sittliche Streitfrage erledigen zu können. Es kommt nicht auf die Worte, es kommt auf den Geist Jesu an.

Da möchte ich nun zunächst mich gerade darauf beziehen,

daß Jesus aus dem Judentum stammt und Gesetz und Propheten erfüllen will. Gewiß hat Kübel recht, wenn er darauf hinweist, daß im Alten Testament viel Verherrlichung des Krieges, viel Nationalismus und Militarismus enthalten ist. Aber — nicht „auf jeder Seite"! Man sollte doch nicht so übertreiben. Daran kann gar kein Zweifel sein, daß der Höhepunkt der alttestamentlichen Religionsentwicklung verbunden war mit einer deutlich ausgesprochenen pazifistischen Geistesrichtung. „Die großen Propheten waren internationale Pazifisten", sagt Greßmann gelegentlich. Jesaja ist „pazifistischer Ideologe", wenn er in den Weltkämpfen den Grundsatz aufstellt: „Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein." Und Jeremias würde auch in unseren Tagen als Defaitist verachtet und als Vaterlandsverräter zum Tode verurteilt worden sein, nur mit dem Unterschiede, daß er wohl schwerlich begnadigt worden wäre. Ich will nicht die Worte vom Friedefürsten, vom Friedensreiche, vom Umschmieden der Schwerter und Spieße anführen. Nur an ein weniger bekanntes Wort aus Jesaja will ich erinnern: „Zu der Zeit wird Israel selbdritt sein mit den Ägyptern und Assyrern, ein Segen mitten auf Erden. Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe." (Das wäre ein Text für eine Kriegs- oder Nachkriegspredigt mit der Anwendung: „Gesegnet bist du, England, mein Volk, und du, Frankreich, meiner Hände Werk, und du, Deutschland, mein Erbe.") Das Friedensreich, das die Propheten verkündet haben, hat Jesus vollendet. Wer nicht annehmen will, daß er unter die Höhe des ethischen universalen Monotheismus der Propheten wieder hinabgestiegen sei, ja wer nicht seine Forderung der Gottes- und Nächstenliebe oder der goldenen Regel Matth. 7, 12 beseitigen oder entleeren will, der kann nach meiner Meinung nicht leugnen, daß die Pazifisten sich mit Recht auf den Geist des Evangeliums berufen.

Wie man im Christentum der ersten Jahrhunderte um diese Dinge gekämpft und wie man den Dienst im römischen Heere — durchaus nicht nur wegen der Kaiserverehrung, sondern wegen des Gebrauchs unziemlicher Waffen — verworfen oder geduldet hat, darüber gibt Harnack in seiner „Militia Christi" Auskunft. Daß die Kirche wie mit dem Staate, so auch mit dem Kriegsdienst sich abgefunden hat, ist kein Beweis dafür, daß sie damit das Rechte getan, daß sie in dem Sinne ihres Meisters entschieden hat. Gewöhnlich wird Augustin als derjenige genannt, der zuerst entschieden das Recht des Krieges anerkannt habe. Richtig ist, daß er gelegentlich dem Soldaten auch die Teilnahme an einem ungerechten Kriege zur Pflicht macht. Immerhin finde ich bei Böhme in seiner verdienstvollen Preisschrift „Die pazifistische Bewegung im Lichte des Evangeliums und der christlichen Ethik" zwei Worte Augustins angeführt, die ich nicht an Ort und Stelle habe nachprüfen können: „Es ist ruhmreicher, den Krieg mit dem Worte zu töten, als Menschen mit dem Schwerte" und noch deutlicher: „Nicht Frieden halten heißt Christo trotzen."

Das Christentum als römische Staatsreligion hat den Widerstand gegen den Krieg aufgegeben. Als pazifistische Betätigung der Kirche im Mittelalter kann man die Bemühungen um den Gottesfrieden betrachten. Der Papst als Herrscher des Kirchenstaates hat nicht auf Kriegführung verzichtet. Die modernen katholischen Theologen betonen im Anschluß an das Naturrecht, daß der Krieg als letztes Mittel nach Fehlschlagen aller Versuche einer friedlichen Lösung erlaubt sei. Die letzten Päpste haben wiederholt den Gedanken der allgemeinen Abrüstung verfochten. Als Vorkämpfer der Friedensbewegung der Gegenwart auf katholischer Seite sind der französische Deputierte Marc Sangnier, der ungarische Prälat Gießwein und die Deutschen Kaplan Jocham, vor kurzem verstorben, und Professor Max Herzog von Sachsen zu nennen.

Luther hat die Friedenspredigt des Evangeliums für den Einzelnen so stark betont, daß seine Kirche dahinter — vielleicht mit Recht — weit zurückgeblieben ist. In der Schrift „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen" vom September 1920 sagt er: „Weiter schreibst du frommer Mann, ich wolle den Friedbrechern und Mördern Raum machen, da ich gelehrt habe, ein Christenmensch soll sich nicht wehren noch sein genommen Gut wiederholen. Warum strafest du nicht Christum, der dasselbe gelehrt hat? ... Ein Jeglicher soll leiden Gewalt und Unrecht." Unter den Gründen, weswegen er des Papstes Bücher verbrannt habe, nennt er als den 22.: „daß er lehrt, es sei billig, daß sich ein Christ mit Gewalt gegen Gewalt schütze wider und über Christum Matth. 5, 40: Wer dir den Rock nimmt, dem laß auch den Mantel." Andere unmittelbar gegen den Krieg gerichtete Worte Luthers gibt Böhme a. a. O. wieder. Luther hat auch daran festgehalten, daß niemals um der Religion willen mit weltlichen Waffen gekämpft werden dürfe. Aber wie er der weltlichen Obrigkeit das Recht zugesteht und die Pflicht zuweist, daß sie das Schwert führe, um Recht und Ordnung im Innern zu schützen (obwohl er begreiflicherweise schwere Bedenken hat, ob ein Christ den Schutz der Obrigkeit anrufen dürfe), so gibt er dem Staate auch das Recht, Kriege zu führen. Natürlich um gerechter Ursachen willen.

Dafür ist bis zu einem gewissen Grade auch der Untertan verantwortlich. In der Schrift „Ob Kriegsleute in seligem Stande sein können" 1526 heißt es: „Wie, wenn mein Herr unrecht hat zu kriegen? Antwort: Wenn du weißt gewiß, daß er unrecht hat, so sollst du Gott mehr gehorchen denn Menschen und sollst nicht kriegen noch dienen, denn du kannst da kein gut Gewissen vor Gott haben. Ja, sprichst du, mein Herr zwingt mich, nimmt mir mein Lehen, gibt mir mein Geld, Lohn und Sold nicht, dazu werde ich verachtet und geschändet als ein Verzagter, ja als ein Treuloser vor der Welt, der seinen Herrn in Nöten verläßt. Antwort: Das mußt du wagen und um Gottes willen lassen fahren, was da fährt, er kann dirs wohl hundertfältig wiedergeben, wie er im Evangelio verheißt. ... Weil Gott auch Vater und Mutter will verlassen haben um seinetwillen, so muß man freilich auch den Herrn verlassen um seinetwillen." „Aber", fährt er fort, „wenn du nicht weißt und kannst nicht erfahren, ob dein Herr ungerecht sei, sollst du den ungewissen Gehorsam um ungewissen Rechts willen nicht schwächen, sondern nach der Liebe Art dich des Besten zu deinem Herrn versehen. Denn Liebe glaubt alles und denkt nichts Arges. So bist du sicher und fährst wohl vor Gott." Eine genaue gründliche Untersuchung ist hier offenbar dem Untertanen nicht zur Pflicht gemacht. Zu seinem Herrn soll er sich nach der Liebe Art des Besten versehen, nicht zu dessen Gegner. Die Verantwortung, wenn sich ihm das Unrecht seines Herrn nicht geradezu aufdrängt, soll er der Obrigkeit überlassen.

Das ist, einerlei wie weit man Luther recht gibt oder nicht, eine doppelte Moral. Als Christ soll der Mensch leiden, was Gott über ihn zuläßt. Als Weltperson soll er Krieg führen und die Mittel des Krieges gebrauchen, bis der Sieg gewonnen ist. Dann freilich soll er wieder als Christ handeln.

Wie Luther, so hat auch Zwingli den Friedensgeist des Evangeliums gepredigt und anfangs noch viel stärker als Luther daraus die Verwerfung der Kriege abgeleitet. Seine „Göttliche Vermahnung an die Schwyz", die den Erfolg hatte, die Schwyzer zum Aufgeben der Bündnispolitik zu bewegen, wendet sich freilich unmittelbar in ihrer Absicht gegen die Soldkriege. Aber die Gründe, die Zwingli vorbringt, treffen den Krieg überhaupt: „So wir christlich von der Sache sollen reden, so ziemt uns Kriegen keineswegs. Wir sollen aus der Lehre Christi Gott bitten für die, so uns übel reden und verfolgen und nach einem Backenstreich den andern auch darheben. Denn so werden wir Söhne des himmlischen Vaters." Noch deutlicher drückt

er sich aus in der „Auslegung und Gründ" 1523: „Nimm kein ander Schwert in die Hand als das Schwert des Geistes, das ist Gottes Wort; und andre Waffen, die Paulus Epheser 6 schmiedet, oder du wirst umkommen. ... So lange du nach eisernen Waffen schreist, werden wir also sehen, daß du nicht ein Nachgänger Christi und Petri, sondern des Teufels bist, ja der wahre Antichrist."

Zwingli hat später das Recht des Krieges in demselben Umfang anerkannt wie Luther. Aber er hat Luther gegenüber den Vorzug größerer Klarheit und Einheitlichkeit. Erstens macht er keinen Unterschied zwischen Christenmenschen und Weltmenschen, erkennt das Recht der Notwehr bei den Einzelnen ebenso sehr an wie bei dem Staate. Und zweitens, er macht nicht wie Luther den Unterschied zwischen Obrigkeit und Untertan. Das Volk ist für die Obrigkeit verantwortlich. „So die ganze Menge des Volks einhelliglich oder der größere Teil den Tyrannen abstößt, so ists mit Gott."

Von Luther her hat die deutsche evangelische Theologie den Hang zum Dualismus, zur Anerkennung der Friedensgebote und zur Zulassung ihrer Übertretung durch den Staat. Die reformierte Ethik ist vielfach weit kriegerischer gewesen; aber da sie festgehalten hat an der Begründung des Rechts zum Kriege auf der Notwehr und da sie den Einzelnen für das Unrecht der Obrigkeit verantwortlich macht, so ist von hier aus leichter eine reinliche Überwindung der Widersprüche zu finden.

Wenn wir aber von der evangelischen Ethik reden, dürfen wir nicht vergessen, was Troeltsch uns eingeschärft hat, daß zu den Vätern der evangelischen Kirche nicht nur Luther und Zwingli gehören, sondern auch die Täufer und die Humanisten. Das revolutionäre Täufertum freilich war kriegerisch, antipazifistisch. Dahin gehören z. B. die Münsterschen Wiedertäufer. Diese Richtungen werden doch wohl als die „Schwarmgeister" bezeichnet. Wenn also Herr Kübel von Mennoniten, Quäkern und ähnlichen Schwarmgeistern sprach, so muß ich ihm erwidern, die Schwarmgeister stehen auf seiner Seite. Das wehrlose Täufertum, die Mennoniten und die ihnen innerlich verwandten Gemeinschaften sind es aber, die weiter gewirkt haben und deren Anschauungen in der nicht rechtlich verfaßten, sondern als Geistesgemeinschaft anzusprechenden evangelischen Kirche Heimatberechtigung haben. Im weiteren Sinne des Wortes gehören zu dieser Richtung auch die Quäker, von denen weiter zu reden ich in diesem Kreise nicht nötig habe. Wenn bei den übrigen Religionsgemeinschaften, die diesem Ursprung entstammen, der Grundsatz der Wehrlosigkeit nicht so zur Herrschaft gekommen ist, so findet sich doch bei ihnen allen viel stärker als in der lutherischen Kirche der Zug zur Internationalität, zum Universalismus.

Von Erasmus hat der Humanismus seine pazifistische Tendenz. (Er hat übrigens auch in dieser Beziehung auf den jungen Zwingli eingewirkt.) Von Erasmus finde ich zitiert eine Schrift „Antipolemos oder Einspruch gegen den Krieg im Namen der Religion, der Vernunft und der Menschlichkeit". Das Werk selbst habe ich nicht zur Hand gehabt. Es wird aber wohl ähnliche Gedanken entwickeln, wie die „Querimonia pacis". Was die Linie, die von Erasmus ausgeht, für die Friedensbewegung bedeutet, ist ohne Weiteres klar, wenn man sich nur an die Namen Hugo Grotius, Lessing, Herder, Kant erinnert.

Auf die Theologen des 19. Jahrhunderts haben verschiedene Einflüsse eingewirkt. Selten finden wir Theologen, die keinerlei Anwendung des Friedensgebots auf das Völkerleben zugeben, ebenso selten sind die, die den Krieg unbedingt verwerfen. Zumeist wird der Krieg zuerst grundsätzlich abgelehnt, dann aber doch verteidigt. Richard Rothe z. B. entwickelt ein klares pazifistisches Programm: Organisierte Rechtsmacht, Staatenbund, Staatengerichtshof, und fährt dann fort: „Damit kommt es dann in der Tat zu einer stetigen Annäherung an den allgemeinen und ewigen Frieden, der allerdings in der sittlichen Aufgabe liegt und so wenig ein Phantom ist, daß er vielmehr in demselben Maße ganz von selbst sich nähert, in welchen die Lehre des Staates, die politische Idee allgemein durchdringt in dem Bewußtsein der Völker." Aber dann heißt es bei ihm: „An sich und in abstrakto betrachtet, ist der Krieg freilich immer eine sittliche Abnormität; allein innerhalb des bloßen Pflichtverhältnisses kann er im konkreten Falle ganz gerechtfertigt sein." Ja er erklärt, daß auch Eroberungskriege völlig pflichtmäßig sein könnten. Wenn der Untertan den Krieg für ungerecht halte, habe er die Überzeugung davon frei auszusprechen. Habe er das aber erfolglos getan, so könne er mit gutem Gewissen auch in einen solchen ihm zweideutigen Krieg ziehen.

Über diesen Standpunkt ist die offizielle theologische Ethik nirgends erheblich hinausgekommen. Die Berechtigung dieses Dualismus gilt es nachzuprüfen.

Da hat nun Kübel sehr recht, wenn er vom Staats-Gedanken ausgeht. In der Tat, darum handelt es sich, festzustellen, ob der Staatsgedanke eine Abweichung von der sonst allgemeingültigen, der „individuellen" Moral fordert.

Kübel bezeichnet Staat und Volkstum als christliche, gottgegebene Güter. Das ist nun zunächst eine petitio principii. Ist denn jeder Staat ein gottgegebenes Gut, auch der Staat Westfalen unter König Jerome, auch — ich rede im Sinne der Bismarckverehrer — der Staat Hannover und Sachsen innerhalb seiner Grenzen vor 1866? Waren Bennigsen, Miquel, Treitschke nur Hochverräter? Können absolut regierte Staaten unter einem grausamen, erpresserischen, wollüstigen, halb oder ganz wahnsinnigen Herrscher, können Staaten, in denen eine — gesellschaftlich hoch oder tief stehende — Pöbelherrschaft mit allen Mitteln des Terrors sich aufrecht zu erhalten sucht, als christliche, gottgegebene Güter angesehen werden? Welches Maß von Einsicht und gutem Willen muß ein Herrscher, muß eine Volksregierung haben, um den Anspruch auf diese Prädikate zu rechtfertigen? Ich glaube, es ist leicht einzusehen, daß nicht jeder Staat als christliches, gottgegebenes Gut anerkannt werden kann.

Und das Volkstum? Wie steht es in den Fällen, wo Volkstum und Staat sich nicht decken, in Widerspruch miteinander stehen? Sollten die Polen in Warschau bald das polnische, bald das preußische, bald das russische Vaterland als ein christliches gottgegebenes Gut ansehen?

Staat und Volkstum sind nur unter der Bedingung und nur insoweit sittlich wertvolle Güter, als sie, um mit Herrmann zu reden, dem sittlichen Endzweck dienstbar gemacht werden.

Einem solchen Staat hat sich der Christ einzuordnen, an seinen Aufgaben hat er mitzuarbeiten, ihm hat er Opfer zu bringen, Opfer an Besitz, Opfer an Zeit, Opfer an Kraft, Opfer an Gesundheit und Leben, aber niemals Opfer an der Überzeugung, niemals Opfer an Persönlichkeit, niemals Opfer an der Seele. Die Unterordnung unter den Staat, der Gehorsam gegen die Obrigkeit hat überall eine ganz klare, selbstverständliche Grenze: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Mag der Staat, das Vaterland ein noch so hohes Gut sein, auch die Familie ist ein hohes Gut — ich will nicht untersuchen, welches von beiden höher steht —: wenn Jesus gesagt hat „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert", so hätte er auch sagen können: „Wer sein Vaterland mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert" oder in der Lukanischen Fassung: „Wer nicht hasset sein Vaterland, der kann nicht mein Jünger sein."

Danach ist zu beurteilen, welche Gebote der Staat zu stellen berechtigt ist. „Der Staat ist ein Gebilde der menschlichen Natur in ihrer geschichtlichen Entwicklung und kann deshalb in der Art seines Wirkens nicht der direkte Aus-

druck sittlicher Gesinnung sein", sagt Herrmann. Ich gebe den Vordersatz zu, leugne die Folgerung, wenn sie nicht etwa nur besagen soll, daß der Staat wie jede irdische Erscheinung unvollkommen ist. Die Ehe ist auch ein Gebilde der menschlichen Natur, ist in ihrer Erscheinung bis auf den heutigen Tag höchst unvollkommen. Aber Niemand schließt daraus, daß man an die Ehe nicht die höchsten sittlichen Anforderungen stellen dürfe.

„Aber die Tätigkeit des Staates ist Herrschaft durch Zwang." „Zum Wesen des Staates gehört Gewaltanwendung." „Staat ist Macht." So behauptet Machiavelli, und seit Treitschke schwätzen es besonders deutsche politische Theoretiker nach, obwohl doch die Gleichsetzung von Staat und Macht geradezu widersinnig ist und man sich zum mindesten darauf beschränken müßte zu sagen, daß zum Wesen des Staates *auch* Machtanwendung gehöre. Mit diesen Erklärungen glaubt man bewiesen zu haben, daß für den Staat die sittlichen Gebote des Christentums nicht geltend gemacht werden könnten; denn Macht, Gewalt, Zwang ständen in unvereinbarem Gegensatz zu der Liebe, auf der doch die christliche Sittlichkeit sich aufbaue.

Mir scheint hier eine Begriffsverwirrung vorzuliegen, eine Unklarheit über die Begriffe *Macht*, *Gewalt*, *Zwang* und *Liebe*.

Wenn ich einen Knaben, der sich in sinnlosem Jähzorn auf einen Gegner stürzen will, umklammere, ihm die Hände eisern festhalte, so daß es nicht schaden kann, so wende ich Gewalt an und übe gleichzeitig Zwang aus.

Wenn ich eine Handlung dadurch zu verhindern suche, daß ich dem, der sie begeht, ein physisches oder materielles Leid androhe und gegebenenfalls meine Drohung ausführe, so übe ich wieder Gewalt aus; aber das Merkmal des Zwanges fehlt; denn der Andere kann seinen entgegengesetzten Willen ausführen und das angedrohte Leid auf sich nehmen.

Wenn ich aber kraft meiner geistigen und sittlichen Überlegenheit den Andern überführe, daß ich mit dem, was ich von ihm verlange, recht habe, wenn er infolge meiner Belehrung seine Überzeugung ändert, dann übe ich Macht über ihn aus, ohne Gewalt und Zwang anzuwenden.

Daraus geht Zweierlei hervor: erstens daß Macht, Gewalt und Zwang gar nicht ein Vorrecht des Staates sind, und zweitens, daß sie nicht an sich im Widerspruch zu der Liebe stehen, am wenigsten die rein geistige Macht, aber auch nicht die vorübergehende Freiheitsberaubung, die mit jedem Zwang verbunden ist, oder auch die erzieherische Anwendung des Leides oder Schmerzes, vorausgesetzt, daß sie zum Besten der Betroffenen verwendet werden und daß sie die zwang- und gewaltlose Macht zum Ziele haben. (Dieses Merkmal fehlt bei der Todesstrafe, die ich deshalb auch im Unterschiede von Kübel für verwerflich halte.) Wie der Einzelne, so soll auch der Staat seine Macht im christlichen Geiste anwenden.

„Aber der Staat ist Selbstzweck." „Er ist ein Letztes, Höchstes", hat Herr Kübel gesagt. Das berührt sich mit der bereits in ihrer Allgemeinheit zurückgewiesenen Behauptung, daß der Staat ein gottgegebenes Gut sei. Aber diese Behauptung ist noch viel weniger stichhaltig. Der Staat ist nicht für uns das Letzte, Höchste, sondern das ist nur das Reich Gottes. Daß der Staat Selbstzweck sei, mag man in gewissem Sinne als richtig anerkennen. Aber der Einzelne ist doch wohl nicht Mittel zum Zweck? Ich dächte, der unendliche Wert jeder Menschenseele sei ein christlicher Grundsatz. Wodurch aber kommt dieser Wert zur Geltung? „Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinet- und des Evangeliums willen, der wird es behalten." „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?" Sollten diese Worte nicht auch vom Staate gelten? Sollte nicht auch ein Staat, der, weil er unbeirrbar an der Gerechtigkeit festhält, in seinem äußeren Bestande zu Grunde geht, für die Entwicklung der Menschheit mehr bedeuten, als ein anderer, der die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?

Doch der Staat kann sich nicht selbst aufgeben, weil er einen unendlich viel höheren Wert darstellt als der Einzelne, behauptet man. Das bestreite ich. Die Zahl macht es doch nicht. Was war, menschlich geredet (Mark. 8, 33) ein größerer Verlust für die Menschheit: daß Jesus von Nazareth in der Blüte seiner Jahre eines gewaltsamen Todes starb, oder daß der jüdische Staat oder das römische Weltreich oder der Staat der Athener oder irgendein anderer Staat alter oder neuer Zeit unterging?

„Aber der Einzelne, der seine Überzeugung mit dem Tode besiegelt, schädigt nur sich selbst, der Staatsmann, die Regierung, die aus Achtung vor dem Sittengesetz auf die Ausnutzung aller — auch verwerflichen — Machtmittel verzichten, entscheiden damit über das Schicksal der ihnen anvertrauten Menschen." Auch dieser Unterschied besteht nicht. Auch der Einzelne schädigt nicht nur sich selbst, wenn er Märtyrer wird. Der Familienvater, der für eine hilflose Frau und unmündige Kinder zu sorgen hat, der große Gelehrte, der vor dem Abschluß einer für die ganze Welt wichtigen Erfindung steht, haben ebensogut Pflichten gegen Andere.

Welche Gründe auch angeführt werden, um die besondere Sittlichkeit des Staates zu begründen, sie halten nicht Stand.

Dabei ist überall vorausgesetzt, daß der Verzicht auf ungerechte Selbsthilfe zum Nachteil für den Staat, ja zu seinem Untergang führen kann. Dieses Zugeständnis muß gemacht werden. Tolstoi freilich bestreitet es. Er bestreitet überhaupt, daß durch Gewaltanwendung ein Schaden abgewendet werden kann. „Der Bösewicht", sagt er, „hat das Messer gegen sein Opfer gezückt, ich halte eine Pistole in der Hand und will den Bösewicht töten. Ich weiß aber nicht und kann auf keine Weise wissen, ob das gezückte Messer seine Bestimmung erreicht hätte oder nicht." Das ist sophistisch gedacht. Allem menschlichen Ermessen nach würde in einem solchen Fall der Mörder sein Opfer umbringen. Und wie in diesem Falle durch gerechte, so kann in anderen Fällen auch durch ungerechte Gewaltanwendung einmal ein augenblicklicher Schaden abgewandt werden. Für den Einzelnen und für den Staat.

Es sollte damit festgestellt werden, daß selbst in den Fällen, wo der Verzicht auf eine gewaltsame kriegerische Lösung eines Konflikts die schwersten Opfer auferlegt, noch kein Recht besteht, sich über die allgemein gültigen Gebote des Sittengesetzes hinwegzusetzen.

Um so mehr darf nun aber betont werden, daß der Pazifismus sich anheischig macht, den Völkern nicht eine geringere, sondern eine viel größere Sicherheit ihres Daseins und ihrer Rechte zu verschaffen, wenn er an die Stelle des Krieges die Rechtsordnung setzt. Schiedsgerichte bieten immer noch eine bessere Gewähr für gerechte Entscheidung als der Krieg. Es ist dasselbe Verhältnis wie zwischen Duell und bürgerlichem Gericht. Wer über die Fragen des Völkerbundes, des Schiedsgerichtshofes und alles dessen, was damit zusammenhängt, urteilen will, der sollte wenigstens vorher einiges von dem lesen, was berufene Wissenschaft auf diesem Gebiete bisher geleistet hat.

An der Begründung und Stärkung solcher Rechtsordnungen, d. h. auch an ihrem Verständnis mitzuarbeiten, ist für Jeden, der dazu imstande ist, sittliche Pflicht.

Deutschland besonders in seiner heutigen Lage kann seine Hoffnung nur auf den Gedanken einer internationalen Rechtsordnung setzen. Es ist deshalb begreiflich, wenn „Realpolitiker" wie Baumgarten nach dem Kriege Pazifisten geworden sind. Aber dabei bleibt es mir unverständlich, wie sie meinen können, mit einem so begründeten Bekenntnis zum Pazifismus Deutschland zu nützen.

Ein solcher Konjunkturpazifismus kann im Auslande kein Vertrauen erwecken.

Nur ein ehrliches Bekenntnis zum Pazifismus kann uns retten. Deshalb glauben wir Pazifisten, daß wir gerade heute eine ganz besondere vaterländische Aufgabe haben. Wir wundern uns nicht über den nationalistischen Block in Frankreich, wenn wir uns vorstellen, wie nach einem deutschen Siege ein deutscher Reichstag ausgesehen haben würde. Wir sehen aber auch, wie trotz der ungünstigen Umstände der Pazifismus in Frankreich arbeitet und dem Nationalismus immer mehr Boden abgewinnt; wir sehen, wie die pazifistische Arbeiterpartei und der pazifistische Flügel des Liberalismus in England stärker werden. Es ist ja nicht richtig, was Kübel behauptet, daß in den Siegesländern der Pazifismus keine Anhänger habe. Die Ergebnisse der letzten englischen Wahlen, die Ergebnisse der Nachwahlen in England und Frankreich könnten ihn eines Anderen belehren. Wir Pazifisten versuchen, mit denen im Auslande, die zu einer Verständigung bereit sind, in persönliche Fühlung zu kommen und in Meinungsaustausch einzutreten. Wir versprechen nicht, daß wir Deutschland retten können. Aber wir behaupten, wenn es überhaupt gerettet werden kann, dann nur durch pazifistische Politik.

Ich habe bis zu einem gewissen Grade Verständnis für die Ideologen, die selbst in unserer heutigen Lage noch nach einer neuen Waffenentscheidung sich sehnen. Ich halte aber ihre Politik für unendlich gefährlich. Denn wenn man, wie Kübel in seiner letzten These es tut, nach neuer Kriegsrüstung ruft, die sich nach Lage der Sache nur gegen Frankreich richten könnte, so kann das gar keinen andern Erfolg haben als eine Stärkung der französischen Militaristen und Nationalisten, die derartige Stimmen in Deutschland benutzen, um ihrem Volke zu beweisen, daß Frankreich nicht abrüsten dürfe und daß Deutschland noch weiter geschwächt werden müsse.

Ich halte diese militaristische Agitation für doppelt gefährlich, weil ich in den Mörderorganisationen, denen schon so viele Pazifisten zum Opfer gefallen sind, nur die konsequenten Vertreter dieser Gedankenentwicklung sehe*). Wer weiß, ob nicht die allem Anschein nach bevorstehenden inneren Kämpfe ein Regiment emporbringen, das mit allen Mitteln blutigen Terrors jede pazifistische Äußerung zu unterdrücken sucht. Hoffentlich findet sich dann auch in Deutschland der Bekennermut, der in England während des Krieges vorhanden war, besonders bei den Quäkern, aber auch bei andern Pazifisten. Das Blut der Märtyrer ist vielleicht doch die beste Saat für jede große Idee.

Diese politischen Betrachtungen liegen eigentlich außerhalb unserer heutigen Aufgabe. Ich habe die heutige politische Lage nur gestreift, weil Kübel in seiner letzten These und in seinem Vortrage — in einer mir unglaublich einseitig erscheinenden Weise — darauf eingegangen ist.

Ich möchte schließen mit einem kurzen Wort über die evangelische K i r c h e. Die Kirche hat unendlich viel am Vertrauen eingebüßt durch ihre Stellung zum Staate und zum Kriege. Das werden auch die nicht leugnen, die diese Stellung für richtig halten. Sie können und dürfen nicht mit Rücksicht auf das äußere Ansehen der Kirche ihre Anschauungen wechseln. Aber das dürfen wir sie bitten, daß sie auch gerade deswegen immer wieder bereit sind, ihre Ansichten nachzuprüfen, und daß sie zu einer Berichtigung kommen, sobald sie durch diese Nachprüfung dazu geführt werden.

Wenn die Kirche die beschämend schwachen Ansätze zu internationaler Verständigung mit den Kirchen des Auslandes ausbaut, wenn sie für Frieden und Versöhnung nicht nur innerhalb des Volkes, sondern auch unter den Völkern eintritt, so wird sie Großes wirken können zum Segen der Christenheit und der Menschheit. Wenn sie es nicht tut — Kirche ist nicht Christentum —, so wird nicht der Pazifismus, sondern die Kirche den Schaden davon haben, und der Pazifismus, wenn anders er recht hat, wird siegen im Bunde mit den ewigen Gedanken des Christentums.

G e o r g S c h ü m e r

*) So stand in meiner Niederschrift und so habe ich meiner Erinnerung nach auch gesagt. Ich glaube nicht, daß man daraus herauslesen kann, daß ich Herrn D. Kübel und seinen Gesinnungsgenossen eine moralische Verantwortung für diese Mordtaten zuschieben wollte.

3

Der Herausgeber d. Bl., nicht unschuldig an dem Gegenstande der Tagesordnung, wollte sich doch diesmal nicht am Streite der Meinungen beteiligen. Er erbat sich nur vor dem Eintritt in die Diskussion das Wort, um zu erklären, daß sich sein Standpunkt weder mit dem des ersten noch auch völlig mit dem des zweiten Redners decke. Er lege in bewußter Einseitigkeit allen Wert darauf, in dieser Frage Zusammenhang zu halten mit der heiligen Schrift, mit dem Worte Jesu. Und er begnügte sich in diesem Sinne an drei Spruchpaare zu erinnern:

Erstens Matth. 20, 25—27 und 28, 19 f. Matth. 20 seltsamer Weise meist außer Acht gelassen, obwohl es die einzige Stelle ist, wo Jesus sich unmittelbar mit der Politik auseinandersetzt. Und sollte man denken, daß er ihrem Gebahren gegenüber für seine Jünger mit den Worten „So soll es nicht sein unter euch" das Ausnahmeverhalten einer Elite fordert, so kommt dawider 28, 20 zu Hilfe: „Machet a l l e V ö l k e r z u m e i n e n J ü n g e r n."

Zweitens Matth. 10, 34 und 26, 52. Zu jenem Spruche habe auch ich mich geflüchtet, als ich in der Not der Kriegszeit meine Andachten schrieb. Aber das andre Wort zeigt, daß man daraus keine Kriegslosung machen darf.

Drittens Matth. 5, 9 und 10, 12 f. Die Friedfertigen oder Friedestifter, wie sollen die es machen? Sie sollen die Menschen grüßen mit dem Gruße des Friedens. Dieser Friede ist eine K r a f t, die unter allen Umständen wirkt. Schafft sie nichts bei denen, um die sie wirbt, so kehrt sie mit ihrem Segen zurück zu denen, von denen sie ausgeht.

Darum ist der christliche Pazifismus gar keine Utopie, sondern ein überaus praktisches Verhalten, in dem Jesu Geist durch seine Jünger lebt und schafft.

M a r t i n R a d e

Fortschritte in der Religionspädagogik

1. Grundsätzliches 2. Methodik 3. Hilfsmittel 4. Lehrpläne

Tief steckt der Karren im Sumpf. Jeder findet die Schuld daran gerade bei seinem politischen kirchlichen oder sozialen Gegner. Jeder verspricht ihn gerade mit seinem Steckenpferd herauszuziehen. Mit diesem Recht auf Einseitigkeit kann man Schuld und Rettung auch im Religionsunterricht finden. Was nur irgend Selbstverständlichkeit ist in Symbol, Sitte, Gewohnheit und unbewußtem Grund für Urteil und Leben, hängt durch eine Wurzel mit dem Unterricht zusammen, den man empfangen hat. Dieser Zusammenhang mag in treuer Bewahrung oder im Widerspruch bestehen. Im Anfang ist immer das Wort. So können wir hoffen, mit einem besseren Wort in Predigt und vor allem in Unterricht größere Selbstverständlichkeiten zu schaffen. Jedes neue Wort muß erst Fleisch werden in jenen unbewußten Mächten, ehe es im Volke wirksam wird. Guten und schlechten Religionsunterricht hat es immer gegeben und wird es immer geben. Aber es kommt auf das Maß an, an dem Gut und Schlecht gemessen wird. Das ändert sich und muß sich ändern mit den Zeiten. Was einmal gut war, kann schlecht werden. Neue, besser der Zeit angepaßte Maßstäbe aufzustellen, ist eine Sache der Religionspädagogik. Leider ist Alles, was Pädagogik, Methodik und Theorie heißt, weniger bei Lehrern als bei Pfarrern nicht beliebt. Nach alter Gewohnheit wirft sich die Trägheit in das Gewand der Erbaulichkeit: die Persönlichkeit muß es machen. Als

wenn Jeder, der das Wort pathetisch genug aussprechen kann, schon eine solche wäre. Die Theorie verachten heißt Erfahrungen überlegenerer Geister verachten; Niemand wird schlechter unterrichten, wenn er weiß, warum er so und nicht anders unterrichtet. Gutes Öl wird in einem guten Brenner noch viel heller leuchten als in einem schlechten.

Die Religionspädagogik hat wieder große Fortschritte in der letzten Zeit gemacht. In ihr reagiert auch der Geist unsrer evangelischen Christenheit gegen alles Verderben und Sterben um uns her. Wirft sich der Eifer der Meisten auf die kirchen- und schulpolitischen Fragen, so soll im Folgenden hauptsächlich auf die didaktischen und methodischen hingewiesen werden. Da kommt es weniger auf Eifer als auf Fleiß an. Ohne Zweifel springt dabei auch viel mehr heraus. Denn in jedem so oder so schulpolitisch eingerichteten Hause kann man gut unterrichten, aber die beste schulpolitische Einrichtung verbürgt noch lange nicht die Hauptsache, den guten Unterricht.

1. Grundsätzliches

Jede Gestalt des Unterrichtes ist der Ausdruck einer bestimmten geistigen und kulturellen Lage, und jede neue geistige und kulturelle Lage greift bald nach dem Unterricht. Noch herrscht im Dunkel mancher Konfirmanden- und Schulstube ungebrochen der alte individualistische, dogmatische Betrieb. In viele andere fiel schon etwas kritisch-historisches Licht und soziale Gesinnung. Und schon klopft die neueste Theologie, die religionspsychologische, an die Pforte, und der soziale Geist heischt kräftig Einlaß. Will dieser Einfluß üben auf die ganze Haltung des Unterrichts und der Erziehung im Geist der Sozialpädagogik und neuerdings auch auf die Behandlung der biblischen Stoffe samt der des Katechismus, so hat die religionspsychologische Theologie noch umfassendere Ansprüche angemeldet. Man kann sagen, daß sie daran ist, unser ganzes Denken über religionspädagogische Fragen von dem Ziel der Arbeit an bis zur Methodik gründlich umzugestalten. Ist es ihre Aufgabe, von den Schalen sowohl der Lehren wie auch der kritisch-historischen Erkenntnisse, von Urkunden und Geschichten zu dem Kern, also der christlichen Frömmigkeit selber zu führen, so muß sich das in der Bestimmung der Aufgabe des Religionsunterrichtes auswirken. Hatte schon vor zwanzig Jahren die Frage nach der Lehrbarkeit der Religion unter dem gleichen Gesichtspunkt gestanden, so hat sich seit einiger Zeit mit eindringenderen Erkenntnissen vom Wesen der Frömmigkeit der starke Drang nach Säkularisation verbunden, um dem Schulunterrichte von der Religion ein klar bestimmtes Ziel zu geben. Dieses war wie auch der Stoff des Religionsunterrichtes von jeher entscheidend durch die Kirche aufgestellt, und zwar ihrer Art entsprechend: erbaulich, was Inhalt und Ausdruck angeht. Nur daß dabei die Schwierigkeit entstand, den eigentlich kirchlichen Unterricht von dem Kindergottesdienst an bis zur Christenlehre von dem Unterricht der Schule zu unterscheiden und wieder mit ihm zu verbinden. Arbeiten von Bornemann, dem Referenten u. A. haben nun eine immer allgemeiner angenommene Unterscheidung durchgesetzt: der kirchliche Unterricht hat es mit den Einzelnen und mit der Gemeinde zu tun: der Schulunterricht behandelt die Religion ganz unter seinen eigenen unterrichtlichen und erziehlichen Gesichtspunkten. Mit einem Wort, so hart es auch allen an den alten Stand der Dinge Gewöhnten ins Ohr klingen mag: die Schule behandelt die christliche Religion als einen Bestandteil der Kultur. Denn sie hat überhaupt die Aufgabe, in die Kultur ihrer Zeit einzuführen, um sie dem heranwachsenden Geschlecht zur Weiterbildung nach seiner Art in die Hände zu legen. K. Kesseler[1]) hat mit Für und Wider diesen Standpunkt klar herausgearbeitet. Der Schulunterricht soll nicht in erster Linie erbauen oder kirchlich erziehen, sondern in das Verständnis der Religion einführen. Wie diese Bestimmung der Aufgabe hinter der früheren zurückbleibt, so geht sie über die radikale, die nur ein Gegenschlag gegen sie ist, wenn sie bloß objektive Religionskunde fordert, hinaus. Denn mit jenem Verständnis ist das einfühlende Verstehen gemeint, das man heute von dem äußerlichen Erklären und Beschreiben unterscheiden gelernt hat. Es schließt Sinn und Interesse für die Sache selber ein und schließt in unserm Fall erbauliche Wirkung nicht aus; nur daß sie mehr als Erfolg denn als Zweck, mehr als Wirkung von Sache und Persönlichkeit denn als methodisches Ziel in Betracht gezogen wird. Hier gerade setzt die Religionspsychologie ein. Sie will in das Innere der großen religiösen Gestalten hineinführen, soweit das an der Hand ihrer Lebenszeugnisse überhaupt möglich ist. Das Buch „Der neue Religionsunterricht“[2]) fügt dem noch einige besondere Schulaufgaben hinzu: diese ganze Umwelt unsrer Schüler, die Umgangssprache, die Literatur ist so gesättigt mit religiösen, zumal biblischen und kirchengeschichtlichen Dingen, daß es einfach eine Seite an der gewöhnlichen Bildungsaufgabe ist, in diese Welt einzuführen. Niemand wird natürlich außerdem darauf verzichten, die erziehlichen Kräfte zu verwerten, die in der Welt der Religion gegeben sind. Mag das auch mehr mittelbar geschehen, mag auch die Grenzlinie zwischen der vorhin abgelehnten Erbauung und der Erziehung sehr fein sein, immer läßt sich wenigstens für die Grundhaltung in der genannten Weise ein Unterschied zwischen beiden Gebieten religionspädagogischer Arbeit andeuten, der die nötige Zusammenarbeit eben durch die Unterscheidung eher möglich macht.

Dieser verständige Weg der Mitte, dieses so gar nicht zur Agitation geeignete Zwar-aber, das immer wieder unterscheiden und verbinden lehrt, gilt für all die heiklen Fragen zwischen Kirche und Schule. Unter den Schultypen entscheidet sich Baumgarten[3]) für die alte christliche Simultanschule. Zwar weiß er die katholische und überhaupt die konfessionell religiöse Schulerziehung in ihrer einseitigen Kraft zu schätzen; auch der weltlichen Schule steht er mit Für und Wider gegenüber; aber um der inneren Lage der deutschen Seele willen, in der das Religiöse nur eine bescheidene Beimischung bildet, ist jene Schulform die normale der deutschen Zukunft, wenn auch nur das Gesamtleben, nicht die Schule die unheilvollen Klüfte des Volkslebens überbrücken kann. Und wenn in ihr auch der Religionsunterricht wie jeder andere Gesinnungsunterricht nur von einer charaktervollen, überzeugten Persönlichkeit erteilt werden kann, so gehört doch ein intensiver Kirchenunterricht und eine entsprechende Hauserziehung mit wahren Feierstunden der Seele dazu. Für einen Religionsunterricht in einer solchen Simultanschule auf evangelischer Grundlage dürfte die Mehrheit der Lehrer, ohne die es doch nicht geht, zu haben sein; denn im Verhältnis zu ihr sind die Anhänger der konfessionellen und der religionslosen Schule gering an Zahl.

Freilich nur unter einer Bedingung sind jene zu haben: es muß unter allen Umständen jeder Versuch, die kirchliche Leitung und Aufsicht wieder einzuschwärzen, aufgegeben werden. Es sind viele Abstimmungen[4]) unter den Lehrern über ihre Stellung zum Religionsunterricht vorgenommen worden. Meist betrug die Zahl derer, die zu einem evangelischen Religionsunterricht bereit waren, 80—90%. Aber nur ganz gering war die Zahl derer, die unter kirchlicher Aufsicht arbeiten wollten. Es ist aufs tiefste zu be-

[1]) Religionsunterricht im evangelischen Geist. 2. Aufl. Leipzig, Julius Klinkhardt 1922.

[2]) Von Friedrich Niebergall. Langensalza, J. Beltz 1922.

[3]) Die religiöse Erziehung im neuen Deutschland. Tübingen, J. C. B. Mohr 1922.

[4]) Siehe die letzten Jahrgänge der Monatsblätter für evangelischen Religionsunterricht. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

dauern, daß § 4a des Reichs-Schulgesetzentwurfes [5]) die ganze Stimmung der vielen willigen Lehrer wieder verdirbt. Will er doch nicht nur die Festsetzung von Lehrplan und Lehrbüchern durch die Landesbehörde im Einvernehmen mit den Religionsgesellschaften regeln lassen, sondern auch letzteren die Befugnis zugestehn, sich durch ihre Vertreter davon zu überzeugen, ob der Religionsunterricht nach ihren Grundsätzen erteilt wird. Hat man denn gar keine Ahnung, wie man auf diese Weise den Stand der Lehrer verletzt und von sich stößt? Muß denn das, was sich Kirche nennt, immer eigensinnig, rückständig und herrschsüchtig sein? Kommt man denn gar nicht aus dem katholischen Zwangsschema in religiösen Dingen heraus? Offenbar hat man keine Ahnung davon, wie das Wort „Kirche" bei überaus vielen zu einem gut evangelisch religiösen Unterricht willigen Lehrern verhaßt ist, nicht allein durch deren Schuld. Es geht wirklich nicht mehr so weiter. Man muß den Lehrern Vertrauen entgegenbringen und freien Spielraum lassen. Sonst geht es, wie es in Sachsen ging: vor Jahren tobte Alles, was Kirche hieß, gegen die Zwickauer Thesen, und heute wäre man froh, wenn die Lehrer noch einen solchen Unterricht geben wollten. Immer versäumt die Kirche den rechten Augenblick, der später nicht mehr zurückzurufen ist. Anstatt freiwillig aufzugeben, was sich doch auf die Dauer nicht halten läßt, sucht sie schon Aufgegebenes hinten herum wieder hereinzuholen, bis man es ihr mit Gewalt aus den Händen reißt. Und das im Dienst des Glaubens! Daß der Religionsunterricht im evangelischen Geist erteilt wird, das kann nur auf die Weise verbürgt werden, wie es die Allgemeine Religionslehrer-Vereinigung Hannover [6]) vorgeschlagen hat: durch die aus der Zugehörigkeit zu seiner Kirche und die freiwillige Übernahme des Amtes sich ergebende Gewissensverpflichtung der Lehrer, durch die Einrichtung freier Arbeitsgemeinschaften von Pfarrern und Lehrern, durch gewählte Gutachterausschüsse, die die Schulverwaltungen in allen Fragen des Religionsunterrichtes zu beraten haben. Freilich wird dieser Weg der Gemeinschaft und des Vertrauens vielen Freunden des Alten durch allerlei Vorkommnisse auf Seiten der Lehrer erschwert: so etwa durch die sehr bedenklichen Erklärungen eines sächsischen Religionsinspektors über wesentliche christliche Wahrheiten, oder durch das unkluge Verhalten vieler Lehrer in Sachen des „Leichensingens", das sie unter dem Druck ihrer Organisationen ablehnen. Das einfache Gefühl für die Empfindlichkeit der ländlichen Bevölkerung müßte hier anders leiten als die Vorschrift einer von der Großstadt aus geleiteten Standesorganisation.

Angesichts dieser Gegensätze wird es wohl noch lange dauern, bis sich das Ideal von Matthes [7]) allgemein verwirklichen läßt, daß im Geist der Sozialpädagogik der starke Einfluß der kirchlichen Gemeinde auch im Schulreligionsunterricht zur Geltung komme. Aber das Ideal bleibt gerade heutzutage dieses Pestalozzische Ideal der Erziehung zur Gemeinschaft durch die Gemeinschaft. Religiöse und sittliche Kräfte ruhen mehr in dem Gemeingeist, wo er noch waltet, als in dem Wort des Einzelnen. Bei allen schulpolitischen Maßnahmen darf nie die Frage außer Acht gelassen werden: Wie gewinnen wir die Lehrer zu der gemeinsamen volkserzieherischen Aufgabe? Es gibt Orte, wo Pfarrer und Lehrer auf diesem Gebiet ausgezeichnet zusammenarbeiten. Das wird überall da möglich sein, wo man den Weg der Mitte geht und Schule und Kirche grundsätzlich voneinander scheidet, um sie nachher zu verbinden, anstatt durch zwangsweise durchgesetzte Unterordnung die Trennung vorzubereiten. Wenn zumal unsre junge, oft durch die Jugendbewegung hindurch gegangene Lehrerwelt zum Teil aus einer religiös angeregten Gemeinde wieder Lust zum evangelischen Religionsunterricht schöpft, dann fehlt bloß noch Eines: die Bildung in der Religion, ohne die freilich keine Freiheit gewährt werden kann, die aber notwendig die Freilassung zur Folge haben muß. Ist auch der Religionsunterricht im Seminar in den letzten Jahrzehnten viel ehrlicher und wissenschaftlicher geworden, so bedarf für die Zukunft der Lehrerstand einer noch besseren Vorbildung für diesen wichtigen Zweig seiner Arbeit. Es ist noch kein Vorschlag bekannt geworden, wie die zukünftige Lehrerbildung diese Aufgabe lösen wird.

Marburg Friedrich Niebergall

[5]) Monatsblätter 1923 Heft 6: Die Kirche und der Religionsunterricht, sowie die Umschau von Spanuth.
[6]) Ebenda. (Vgl. Christliche Welt 1922 Nr. 10.)
[7]) Religiöse Erziehung und Religionsunterricht im Licht sozialpädagogischer Erkenntnisse. Göttingen, ebenda 1920.

Der deutsche Idealismus und die Religion

Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende. Von Wilhelm Lütgert. 2 Bde. Gütersloh, Bertelsmann 1923. 288 u. 284 S.

1

Die ersten zwei Bände einer Darstellung über diesen Gegenstand könnten gerade im jetzigen Zeitpunkt große Erwartungen wecken. Wir erfahren die Spannung zwischen der Religion des Deutschen Idealismus und dem Christentum, Luthers und der Reformation. Wer indessen dem Lütgertschen Buch gerecht werden will, muß die Hoffnung auf eine grundsätzliche Erörterung von Recht und Grenzen des Idealismus im Hinblick auf den Glaubenssinn der Lutherischen Reformation zurückstellen. Daran wird auch der in Aussicht gestellte dritte Band nichts ändern, der die Vollendung des Idealismus durch Hegel und seinen endgültigen Sturz behandeln soll. Das Buch hat ein zu deutliches Gepräge, als daß man von seinem Schlußteil noch eine revolutionierende Wendung erwarten könnte. Lütgert weiß wohl mit leichtem, bisweilen mitreißendem Schwung ein lebendiges Bild der geistig-religiösen Bewegung zu zeichnen, wie sie das Deutschland vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen in vollen Gegensätzen und doch mit einsinniger Zielbestimmtheit lenkt; er weiß auch mit scharfen Schlaglichtern in vielfältiger Tonart die Bildungsenge und Abstraktheit der idealistischen Philosophie, Dichtung und Lebenshaltung zu treffen, selbst den widerstrebenden Leser durch die Zeugnisse seiner Quellen vor die ungelöste Not der Gegenwart zu stellen; aber ihm mangelt die Kraft, die entscheidungsschwere Mitte der Geschichte immer tiefer herauszuarbeiten, und so in der Flucht der sich ablösenden Kapitel die wirkliche Krisis des Idealismus sich vollziehen zu lassen. Die Bilder und die Impulse, die er auslöste, verschweben. Die Urteile, mit denen er nicht kargt, überstürzen sich und verdrängen einander. Die Oberfläche wird vielfach treffend beleuchtet, und an einzelnen Punkten dringt ein Strahl in den Grund; aber die Besinnung läßt sich nicht Zeit; sie ist nicht stark und beständig genug, um an der Seele dieses Lebens mit ihrem eigenen Grunde in Berührung zu treten. So bleibt am Schluß das bedrückende Gefühl, daß viel guter Wille, Herz und Verstand an eine Aufgabe gesetzt ist, die mit ihrem eigenen Seelengrunde weit über die Maße hinauswächst, an denen sie hier mit unbekümmerter Sicherheit ihre geschichtliche Ausrichtung empfängt.

2

Der erste Band behandelt die „religiöse Krisis des deutschen Idealismus". Der Idealismus ist ein Kind der Aufklärung. Kant und Fichte als seine entscheidenden Urheber wachsen aus ihr heraus und bleiben infolge der Überschätzung des rationalen Elementes weithin in ihr befangen. Kant sprengt zwar grundsätzlich in seiner „Kritik der reinen Vernunft" das sichere Begriffsgefüge der alten Metaphysik; aber schon seine Ethik und vollends die Religionsphilosophie sinken in den „Eudämonismus" der Aufklärung zurück. „Die himmelstürmende Wucht der Kritik hat sich ermäßigt zu der nüchternen Durchschnittsanschauung der Aufklärung."

So ähnlich liest man es bei Haeckel. Wer die dynamische Wucht verkennt, mit der die Freiheitsidee Kants den Willen über alle aufgeklärten Zielsetzungen hinaus in die unendliche Werdespannung hineinzwingt, verschließt sich gegen die wesensverwandelte Metaphysik des Idealismus. Man kann die Wurzel des Kantischen Idealismus nicht durch die Kritik seiner kompromißbeschwerten Religionsphilosophie treffen. Man muß ihn im Wesen seiner logischen Schöpfung aufsuchen. Aber gerade wo die selbsteigne Lebendigkeit des Denkens in ihren inneren Gegensätzen und Entladungen sich auswirkt, fehlt Lütgert das Organ, sie aufzunehmen. Für ihn hat das Denken an sich selbst die Züge der Aufklärung. Während gerade die Entwicklung des Idealismus von Kant bis Hegel und darüber hinaus ein seltenes Zeugnis für die zwingende Selbstentfaltung des Denkens ist*), bekundet

*) Worüber Lütgert in der ausgezeichneten Darstellung von Kroner (Von Kant bis Hegel. Bd. 1. Tübingen, Mohr 1921) sich hätte unterrichten können.

sich für Lütgert darin „kleinliche Professoreneitelkeit" und hoffnungslose „Zwiespältigkeit" „Der Schüler setzt die Arbeit des Meisters nicht fort, sondern ein System verdrängt das andere." Wie will man zu einer Kritik des Idealismus ausholen, wenn man ihn im Element seiner Selbstdarstellung nicht zu begreifen vermag?

So nimmt es bei dieser Sachlage freilich nicht Wunder, daß auch der Weg von Kant zu Fichte nur die Folge eines „moralischen Motivs" wird. Aber gerade im ethischen Radikalismus steht Kant Fichte nicht nach. Es ist durchaus eine logische Nötigung, die Fichte den „Primat der praktischen Vernunft" in der einigen Gestalt einer „Wissenschaftslehre" zu verwirklichen zwingt. Man kann Logik und Ethik bei Fichte nicht gegen einander ausspielen. Es ist deren metaphysische Idealität, die in der Wissenschaftslehre um Form und Gehalt der Wirklichkeit ringt und das dem Idealismus wenigstens scheinbar widerstehende „Ding an sich" Kants zwar nicht zum „Schein" verflüchtigt — wie Lütgert meint — aber es in die einige Welt des tathandelnden Ich einbezieht.

„Die Welt als Schein anzusehen ... das war die Frömmigkeit der Mystik (!)." Dieser unbetroffene Satz gibt die Einordnung für den Ausgang Fichtes ab. Der „Atheismusstreit" läßt ihn die Folgen seines moralischen „Nihilismus" gewahr werden; er gibt den Anlaß für die Überführung des Idealismus in die Mystik. Durch den Schein der Welt leuchtet die ewige Seinswelt des Göttlichen hindurch. Aufklärung oder Mystik sind die beiden Möglichkeiten, die für den in sich selbst bestandlosen Idealismus allein offen bleiben. Das ist eine der dürren Formeln, in die Lütgert die deutsche Geistesbewegung einzufangen nicht müde wird.

3

Der in den mannigfachsten Abwandlungen durchklingende Grundton der „realistischen" Gegenbewegung stammt von Spinoza. Seine Allnaturlehre und sein Determinismus werden mit ihrer konkreten Erfülltheit immer mächtiger gegenüber dem formalistischen Freiheitsbegriff des Idealismus. Herder und Schleiermacher schließen sich als Theologen an Spinoza an. Goethe mit einem kräftigen Naturalismus als der eigentliche Antipode Kants stellt der Gottvernunft des Idealismus in ihrer leblosen Blässe die unwiderstehliche Fülle der Gottnatur entgegen. Schelling verhilft auch innerhalb der idealistischen Linie mit seiner „Naturphilosophie" Spinoza zum Siege; nach dem Vorgang freilich des von Lütgert besonders geschätzten Baader. Aber auch der Realismus ist den wirklichen Tiefen von Geschichte und Natur gegenüber ohnmächtig. Schelling gerät mit seinen begrifflichen Konstruktionen immer mehr von der Natur weg, und Goethes Individualismus und tatentfremdete Literaturbewegtheit steht außer Zusammenhang mit dem Leben der Arbeit und des Volkes. Wie Fichte schließlich voller „Pessimismus" am „Publikum" (das „Volk" soll er nach Lütgert gar nicht nennen) verzweifelt, so endet auch die Religion des Realismus in Mystik und Resignation. So Lütgert.

Die Schlagwörter greifen immer verwirrender um sich. Goethe läßt man als Realisten schließlich gelten, ob zwar gerade sein „wissenschaftliches" Begreifen der Natur alles Andere als „realistisch" ist. Wie will man aber die Naturphilosophie Schellings, die zudem bei Lütgert fast nur im Spiegel von Heinrich Steffens sich darstellt, aus der idealistischen Reihe herausnahmen? Und wieviel Willkür mischt sich unter, wenn Schleiermacher unter die Realisten eingereiht erscheint! Und sie Alle am Ende vornehmlich deshalb, weil das Andenken Spinozas in ihnen lebendig ist, der dann wohl auch die Verantwortung für ihr schließliches Eingehen in das Sammelbecken der Mystik trägt? Was ist mit solchen Formeln gewonnen?

Überhaupt ist es mindestens mißverständlich, wenn Spinoza fast wie ein Zeitgenosse (z. B. 103) etwa Hamanns und Goethes auftritt. Wie weit steht die „intellektuale Liebe Gottes" mit ihrer beseligten Schau von dem tätigen Naturenthusiasmus der deutschen Stürmer und Romantiker ab! Der Goethe der „Geheimnisse" und der leise verklingenden Gemeinschaft mit der Frau von Stein ist der Einzige, der mit seinem Wesen sich wirklich Spinoza nähert und dessen Resignation *vielleicht* für einen Augenblick der Mystik nahekommt. Aber Italien mit dem antiken Formerlebnis in Verbindung mit der ästhetischen Theorie nicht zuletzt der Kantischen Urteilskraft und der daran sich anschließenden Gemeinschaft mit Schiller führt eine neue Epoche herauf, die wahrlich nicht im Zeichen mystischen Verzichtes steht!

Fast noch schlimmer als Kant wird Goethe gerade auch in seiner Vorwegnahme uns erst gegenwärtiger Fragen verkannt. Die erste Strophe der „Urworte" muß zum Zeugnis für seinen spinozistischen „Determinismus" dienen; durch das ganze Buch wird der Vorwurf des „Individualismus" wiederholt, da doch Goethe zu den Wenigen gehörte, die gerade auch aus den wirtschaftlichen Voraussetzungen heraus die soziale Frage aufsteigen sahen. Daß dem „Dämon" die „Tyche" zur Seite tritt und daß beide sich in der „Liebe" verbinden, daß die „Urworte" alle in einem tiefen Wechselzusammenhang stehen, darüber geht Lütgert sinnwidrig hinweg.

Seine Psychologie der Sünde ist nicht tief, und der Oberflächlichkeit, die allem Optimismus anhaftet, ist er nicht fern geblieben." „Alle seine Schilderungen des Bösen lassen die Tiefe vermissen." Diese Allgemeinheiten sind so matt und nichtssagend wie die Vorwürfe der „Bedenklichkeit", die er auf einer Seite (1, 29) fünfmal gegen Kant erhebt. Freilich hat Goethe eine tiefe Scheu, gerade in diesem Punkt sich auszusprechen. Daß aber der Grund dafür den Feststellungen Lütgerts gegenüber ein ganz entgegengesetzter ist, könnte allein die Paria-Trilogie bezeugen.

Stellt man hier indessen eine Schwäche Lütgerts für das kirchliche Dogma in Rechnung, die z. B. Kants „radikales Böse" bei ihm Gnade finden läßt, ganz „flach und schwach" (so nennt er Goethes „Verarbeitung" der „Anregungen" der französischen Revolution) ist seine Bewertung der „Tat"-Botschaft etwa des Faust. Gleich Schillers „Beschäftigung, die nie ermattet", ist ihm auch das Heil, das Faust in „Qual und Glück" des „Weiterschreitens" findet und das im „strebenden Bemühn" allem Spott des Mephisto zum Trotz doch dem höchsten „Augenblick" begegnet, nichts als „Verzicht" und „nüchterne Bescheidung", aus der höchstens noch die Mystik die enttäuschte Seele befreien kann. Goethes „Verständnislosigkeit der Geschichte gegenüber" hat ihn gehindert, die Tat im starken, volkbefreienden Sinn für sich selbst zu vollziehen und in seinen Werken zur Darstellung zu bringen. In die „geschichtliche Bewegung" hat er „weder durch Wort noch durch Tat eingegriffen" (!), seine Gestalten „wirken nicht, sondern lassen auf sich wirken", „wir finden sie nicht bei der Arbeit", ihre Welt „zeigt die Armut und Enge des damaligen deutschen Lebens", „im Mittelpunkt dieser Geschichte steht nicht die Kirche, sondern das Theater". Für einen solchen Beurteiler muß es dann freilich schon ein großes Zugeständnis sein, wenn er dieser im Tiefsten unproduktiven Welt wenigstens das „Verdienst" zuerkennt, „das deutsche Volk vor dem Materialismus" geschützt zu haben.

4

Idealismus und Realismus laufen also in eine Bewegung aus, deren „Ertrag" nach drei Richtungen sich zusammenfassen läßt. Das deutsche Denken endet in Ästhetik, nachdem es als Theologie begonnen hatte. An die Stelle des „Alten Testaments" tritt der *hellenische Schönheitskultus*". Christus liegt mit den Göttern Griechenlands im Streit; und wo die „Salon"-Ästhetik überhaupt Raum gibt für das Durchbrechen der religiösen Besinnung, da ist wieder wie bei Schiller oder W. v. Humboldt Pessimismus und Mystik das Resultat.

Der *Sinn der Geschichte*" wird zwar wiederentdeckt (Lessing, Herder, Kant, Schiller, Schelling, W. v. Humboldt, Menken, Fichte); aber ob nun wie bei Kant ein „philosophischer Chiliasmus" im Hinblick auf das *Ziel* der Geschichte herrscht, oder ob wie bei Schelling und Humboldt die Ideen *in* ihr lenken und hindurchscheinen, in jedem Fall fehlt die *Tat*bereitschaft, die allein die Substanz der historischen Welt verwirklichen kann. Und es steht daher auch am Ende der idealistischen Geschichtsphilosophie — soweit nicht wie beim späten Fichte die Mystik ihren religiösen Ursinn doch noch offenbart — Hilflosigkeit und Enttäuschtheit vor der Wirklichkeit.

Und drittens hinsichtlich der Frage nach den „*letzten Dingen*" zeigt sich dasselbe Bild. Kants Beweise für die Unsterblichkeit der Seele enden in Unsicherheit. Bei Friedrich dem Großen herrscht offensichtlich die Skepsis. Und die Idealisten wiegen sich in ungewisser Hoffnung. „Am Schluß der Weltanschauung des Idealismus stand ein Fragezeichen. Das hochgemute Selbstbewußtsein des Geistes, der die Ewigkeit in sich zu tragen glaubte, wurde unsicher und kleinmütig und verstummte in einer unheimlichen Stille." An seinem Horizont taucht der Okkultismus mit seinem Geisterreich auf. Swedenborg und Cagliostro fanden ein vielbedeutendes Echo.

Der *Schlußabschnitt* des ersten Bandes öffnet das Visier. Hinter dem Versagen des deutschen Geisteslebens steht die „Abwendung der Gebildeten von der Kirche und von der christlichen Sitte". Aber trotz dem allzu zweifelsfreien apologetischen Grundton stellt gerade dieser Abschnitt mit Energie die Frage der „Gebildetenreligion", wie sie nur zu leicht die Verbundenheit mit dem urwüchsigen Leben des Volkes verliert und in der gerade in der klassisch-romantischen Zeit daraus folgenden Auflockerung des ehelichen Gemeinschaftslebens die religiöse Erziehung an der Wurzel bedroht.

Aber so sehr man sich über die Ehrlichkeit Lütgerts freut, die auch den „Größten" gegenüber frei ihr kritisches Urteil spricht, so bringt doch ein Doppeltes diese Anklage um ihre Wirkung. Es fehlt auch der Ansatz zu „historischer Gerechtigkeit". Es wird mit harten Verdikten nicht gespart (der Goethe der „Wahlverwandtschaften" wird zweimal hintereinander als „ein alter Mann" apostrophiert); aber solcher Urteilssicherheit mangelt als Gegengewicht Einsicht und Ehrfurcht vor der Tatsache des geschichtlichen Prozesses. Dazu kommt als Zweites, daß die aphoristische Hast der Darstellung nicht immer die Tiefe des Grundsätzlichen wahrt, von der aus jene Kritik erst wirksam werden kann.

Quälender freilich ist es noch, auch die *sachlichen* Grundlagen der klassisch-romantischen Kultur (Ästhetik, Geschichtsphilosophie, Metaphysik) in flüchtiger Durchmusterung und ohne Erfassung ihrer aufbauenden Kräfte von oben herab verworfen zu finden. Bei der gewiß nicht zweifelsfreien Haltung Winkel-

manns in Glaubensfragen mag das noch einen Schein von Berechtigung haben. Aber gerade bei der Beurteilung von Schillers und Humboldts Stellung zu Griechentum und Christentum, an der sich Recht und Grenzen unserer klassischen Kultur eindringlich bezeugen, hätte eine weniger einseitige und übertreibende Darstellung die Gründe für den schließlichen „Zusammenbruch" des Idealismus vielleicht aufzeigen können. Wer aber die klassische Ästhetik, die wie nur eine vom Gesamtgeist getragen ist, als Urbild des l'art pour l'art ansieht, wer mit Nachdruck nicht ihren überethischen, sondern — unethischen und moralfreien Charakter betont, wer Schillers „ästhetischer Erziehung" gegenüber fragen kann: „Was kann das für eine Erziehung sein, die weder belehrt noch erbaut noch den Willen bildet?", wer in dieser formalistisch-griechischen Kälte der ästhetischen Grundeinstellung die „Exklusivität" und Volksfremdheit der Schillerschen Dichtung begründet sieht, und in der dahinterstehenden, sie durchbrechenden „Psychologie der Liebe" (die ihn trotz seiner ästhetischen Theorie „anziehend auf das deutsche Volk" hat „wirken" lassen) die Annäherung an die „christliche Erkenntnis" gewahrt, dringt in die sachliche Ursprungseinheit des Schillerschen Geistes nicht ein. Um so besser freilich stehen die eignen Formeln bereit: „Solange er in den Grenzen des Kantschen Idealismus blieb, drohte die unbefriedigte Sehnsucht, die über den moralischen Idealismus hinausdrängte, in einen resignierten Pessimismus auszuarten. Er überwand (!) diese Gefahr, indem er den Kantschen Moralismus unter sich ließ und sich in die Region der Mystik flüchtete (!)."

Daß einem solchen Beurteiler Schillers auch die in Hölderlin durchklingenden Töne metaphysischer Verkettung mit dem Schicksal seines Volkes ungehört verhallen, daß er auch in ihm nur den „Typus der krankhaften Verstimmung" sieht, „die der hellenische Schönheitskultus in einem modernen Menschen erzeugt", verwundert nicht mehr. Er vermag nur „weiche Harmonie" zu fühlen (die Helden „schütten im Hyperion in Briefen ihr Herz aus, nicht ohne manche Feinheit im Einzelnen (!!), aber im Ganzen mehr stimmungsvoll als gedankenvoll"), wo in Wahrheit ein Kampf zum Tode um die Öffnung der künstlerischen Form für das Schöpfertum des Menschen schlechthin getämpft wird, der — zumal im Empedokles — gewiß nicht in den Grenzen antiker Humanität bleibt. Wie Lütgert aber auch Hegel zu einem typischen Jünger griechischer Bildungsgesinnung machen und über das theologische Erstlingsstadium Hegels ohne ein Wort hinweg gehen kann („Die klassische Literatur hat für ihn kanonische Bedeutung, er zitiert sie wie ein Gläubiger die Bibel ... Was er weiß, hat er in der Schule gelernt, er hat gelesen, und man merkt nicht, daß er auch etwas gesehen und erlebt hat ..."), ist schlechterdings unverständlich.

Die Entdeckung der Geschichtsphilosophie muß Lütgert dem Idealismus lassen. Sein Interesse in der seltsam verworrenen Linienführung dieses Abschnitts ist aber auch von vornherein darauf eingestellt, wie weit der „Kern der Geschichte" als „Religionsgeschichte" bewußt wird. Kant läßt er dabei „durch den Fortgang der Geschichte in bündigster Weise tatsächlich widerlegt" werden; Schiller muß auch hier seinen theoretischen Zweckglauben durch einen praktischen „Blick" für das Wirkliche unterbauen; Schelling erfaßt sogar den Offenbarungssinn der Geschichte, obzwar seine Tatfremdheit ihn in „Mythologie" enden läßt; bei Humboldt tritt an die Stelle des „persönlichen Gottes" die „platonische Ideenwelt", die ihn mit dem Zwiespalt von Idee und Natur ganz wie Schiller belastet; Gottfried Menken — der wohl nur deshalb hier eingeflochten wird, weil er als „biblischer Theologe" zur Geschichte strebt — erblickt im Kommen des Gottesreichs den Sinn der Geschichte, der für ihn grundsätzlich allen Revolutionen, Republiken und Ideologien widersteht. Fichte kommt am Schluß des Kapitels, weil er Jesus zur Hauptperson der Geschichte macht, so sehr es sonst durch „das Amtsbewußtsein des idealistischen Philosophen" an ihrer wirklichen Erfassung gehindert ist. Das Alles ist dermaßen abstrakt und polemisch gesehen, daß es sich aus sich selbst erledigt.

Wenn vollends die Unsterblichkeit der Seele und das Geisterreich für die Metaphysik des Idealismus einstehen müssen, so lohnt es nicht dabei zu verweilen. Es ist sehr vieles interessant gesehen und beurteilt, manches wird als Anregung im Einzelnen fruchtbar, aber die Auseinandersetzung mit den sachlichen Grundlagen der idealistischen Welt ist nicht geleistet.

5

Wenn schon der Schlußteil des ersten Bandes stärker in die eigene Welt des Verfassers hineinführt und dadurch über die philosophischen Schwächen der Darstellung hinweghebt, so gilt das in viel höherem Maß vom zweiten Band. Er setzt mit einem kräftig umrissenen und aus deutlich merkbarer Gesinnungsverwandschaft herauswachsenden Abschnitt über die Erweckungsbewegung ein. Wie hier Hamann mit einem durch seine scheinbar mystische Dunkelheit stark durchbrechenden Lutherzug, Jacobi mit seiner antirationalistischen Gefühlsgewißheit, die aber schließlich in widerspruchsvolle Vernunftmystik umschlägt, und wie hier Baader mit einem seine Zeitgenossen weit überragenden Sinne für die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen einer christlichen Revolution den befestigten Kulturboden des Idealismus auflockern, das bringt Lütgert auf eine Weise zur Geltung, die seinem Buch eine Bedeutung sichert auch bei denen, die es grundsätzlich ablehnen müssen.

Ebenso sind die Gemäßigteren aus der Erweckungsbewegung: Lavater, Jung-Stilling, Matthias Claudius lebendig, wenn auch mehr äußerlich porträtiert; im Ganzen aber doch in ihrer Einseitigkeit zu überschätzt, um wirklich gegen die Großen in Dichtung und Philosophie sich ins Gewicht setzen zu können.

Wo Lütgert nun die entscheidende „Wendung des Idealismus zur Mystik" ins Auge faßt, da läßt die Darstellung sich an allerhand äußeren Belegen genügen, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Wandlungen etwa Fichtes oder Goethes aus innerer Notwendigkeit zu begreifen. Wir hören von orientalischer Literatur, von St. Martin und Jakob Boehme und müssen dann am Leitband von Novalis, Schelling und Jacobi den ganzen Idealismus in die Mystik hineingleiten sehen. Und diese Mystifizierung des deutschen Geistes soll zum Hebel des Freiheitskampfes geworden sein: „Für diese Tat des deutschen Volkes war es bedeutsam, daß sich die verschiedenen Richtungen des geistigen Lebens (Idealismus, Realismus, Erweckungsbewegung) soweit vereinigt hatten, daß sie sich im Befreiungskampf verbinden konnten. Es ist merkwürdig genug, daß dies in der Mystik geschah. In ihr hatte sich das deutsche Geistesleben zu einer mächtigen, geschichtlichen Wirkung zusammengefaßt."

Dies Ergebnis ist dermaßen in sich widersinnig, daß man sich nicht wundert, im letzten Abschnitt: Erhebung und Befreiung, dafür nur sehr gewundene Quellenbelege zu finden. Überhaupt ist der Zusammenhang hier fast völlig verloren gegangen, und die vielen mitgeteilten Zeugnisse vermögen wohl die Reformzeit in ihren geistig-politischen Wurzeln in uns tatfordernd wiederzubeleben, aber kaum die grundsätzliche Haltung des Lütgertschen Buchs zu bekräftigen oder zu widerlegen. Es folgen noch einige Schlußbetrachtungen über den „alten Idealismus und die neue Zeit" (W. v. Humboldt, Niebuhr, Goethe), die in ihrer Bruchstückhaftigkeit höchstens auf die Unabgeschlossenheit des Werkes hinweisen können.

Der Reichtum des Dargestellten ist in dieser Inhaltsskizze freilich kaum angedeutet. Hier ist lediglich versucht, den Gedankengang herauszuheben und ihn einer Kritik zu unterziehen. Damit wird man dem eigensten Wert des Lütgertschen Werkes nicht gerecht. Davon ist eingangs gesprochen. Die Ansprüche sind aber so stark betont, daß man sie nicht unwidersprochen lassen kann. Die Literaturangaben endlich sind so willkürlich und zufällig zusammengeflossen, daß sie nur das Bild des Ganzen unterstreichen: eine subjektive Durchschau des deutschen Geisteslebens der idealistischen Zeit, die mehr stimmungsmäßig als logisch zusammengefügt ist; ein Bekenntnisbuch, nicht aber eine historisch-sachliche Klarstellung.

Bremen Hinrich Knittermeyer

BGC in Weimar

Wenn wir früher als „Freunde der Christlichen Welt" in Eisenach zusammen kamen, so sagten wir niemandem etwas davon. Fast galt von jenen Treffen: Je Weniger, desto besser, weil desto intimer. Aber Zahl und Gabe wuchs: da haben wir Jahr um Jahr gestritten, ob wir die Presse zulassen, Berichte ausgeben sollten? Diese Zeit (1892 ff.) liegt nun weit hinter uns. Aber noch immer führen wir mit unsrer Existenz und unsern Zusammenkünften fast ein verborgnes Dasein. Man prüfe daraufhin etwa die Jahrgänge des Schneiderschen Jahrbuchs.

Seit 1920 tagen wir gemeinsam mit andern Gruppen, sind mit ihnen Glieder eines Verbandes geworden. Er hat den Gesamtnamen „Bund für Gegenwartchristentum" von den Sachsen übernommen. 1920 Wartburg, 1921 Eisenach, 1922 Elgersburg, und nun 1923 Weimar.

Es wäre keine Ursache sich zu schämen, wenn diese Weimarer Tagung unter dem Druck der öffentlichen Lage verunglückt wäre. In der Woche unmittelbar vor dem 1. Oktober Abbruch des Widerstands an Ruhr und Rhein, alsbald Belagerungszustand, Regierungskrisis im Reich; zum 2. Oktober starke Preiserhöhung bei der Eisenbahn. Kein Wunder, daß manche unsrer Freunde vor den politischen Gefahren zurückgeschreckt sind und den Kampf mit den Millionen nicht gewagt haben. Dennoch waren wir 350 Teilnehmer, davon nur 70 aus Weimar. Ostpreußen und Elsaß, Holstein und Württemberg, alles war vertreten. Und so hatten wir eine Tagung, die sich ihrem äußeren und inneren Gehalt nach recht gut mit dem August-Konvent in Eisenach messen kann, von dem ich in Nr. 35/6 erzählt habe.

Die Vorträge werden ja wohl alle in diesen Spalten erscheinen. Ich will deshalb nur erwähnen, daß wir außer den Verhandlungen viel Erbauliches und Erquickendes gehabt haben. Drei Gottesdienste. Zu dem ersten öffnete sich uns die lange verschlossene Schloßkapelle, die beiden andern fanden in der Kirche Herders statt. Diese unter großer Teilnahme der Gemeinde. Luther kam gar eindrücklich zu Worte, wie er an denselben Stätten einst gepredigt hat. Alle Liederdichter und Tonschöpfer Weimars wachten für uns auf. Was für eine reiche Vergangen-

heit hat diese Stadt, auch in den Jahrhunderten hinter Schiller und Goethe*)!

Die Weimarer haben so oft Kongresse in ihren Mauern, daß sie deren zuweilen müde sein mögen. Aber man merkte es der Gastfreundschaft und der Sorgfalt, mit der alles zugerichtet war, nicht an.

Am letzten Tage ging noch ein stattlicher Trupp nach Tiefurt. Das Wetterglück, erst so strahlend, hatte uns verlassen. Aber es fand sich am Schlößchen ein Dach, unter dem wir uns von Frau Beate Bonus eine indische Legende erzählen ließen. Ich erwähne das ausdrücklich darum, weil die Erzählerin eine ganz besondre Gabe hat, die auch Andre sich dienen lassen sollten. Ein Abend, ausgefüllt von ihren frei und schöpferisch wiedergegebenen Märchen und Legenden wird keine Gesellschaft gereuen, die kulturelle Bedürfnisse hat und pflegt. „Oberhambach bei Heppenheim a. d. B." Unter dem tiefernsten Eindruck ihrer Geschichte schieden wir von einander. R

Unser Recht von heute

Dem Bunde für Gegenwartchristentum ging bei seiner Tagung in Weimar ein Antrag zu des Inhalts:

„Der Bund wolle an den obersten Thüringischen Evangelischen „Landeskirchenrat die Aufforderung richten, er möge Sorge tra„gen, daß Kirche und Pfarrerwelt seiner Zuständigkeit sich bei „der gegenwärtigen vom Reichsjustizministerium eingeleiteten „Neugestaltung des Rechts für das deutsche Volk be„teiligen. Es sollen die großen Richtlinien des Rechts „auf ihre ethische Zulässigkeit geprüft und das Volk „darüber belehrt werden."

Unterzeichnet waren elf Namen aus Weimar, Göttingen, Dresden, Holstein, Württemberg, Vertreter der „Weimarer Kulturwarte", des „Bundes für deutsches Recht", des „Bundes für deutsche Kirche". Der Antrag konnte nicht zur Verhandlung kommen. Denn weder war er rechtzeitig eingegangen, noch fügte er sich in die gegebene Tagesordnung ein, noch entsprach er überhaupt der Art dieses Kongresses, der wohl gerne gerade die strittigsten und drängendsten Fragen behandelt, jedoch Beschlüsse nicht zu fassen pflegt. Aber die Sache ist wahrhaftig ernst und dringend genug. Wir sollen ihr ohne Säumen nachgehn, wie denn unser Schwesterblatt „Die Freie Volkskirche" (Jena, Steinweg 3) ihr in Nr. 17 einen Artikel gewidmet hat. Sollte nicht der Evangelisch-Soziale Kongreß sich der Sache annehmen und ihr eine gründliche Verhandlung widmen? Ich glaube, er würde sich damit ein großes Verdienst erwerben. Aber auch in kleinerem Kreise sollten wir uns über die hier liegende Aufgabe unterrichten. Möchten die Herren Juristen uns dazu ihren sachverständigen Beistand nicht versagen. R

Verschiedenes

Mein Sternenpate oder Sternkunde für Kinder und andere liebe Leute. Von Karl Josef Friedrich. Chemnitz, Max Müller 1923. 95 S.

Aufs dringendste zu empfehlen. Die ganze reiche fromme Phantasie aller Zeiten und Völker, die der Augenblick der Sterne erweckt hat, ist hier mit einer Fülle von Gedanken und Geschichten fruchtbar gemacht für die Kinder. Aber auch jeder Große wird seine tiefe stille Freude daran haben. Neue eigenartig schöne Nachtbilder des Verfassers schmücken das Buch. Im Massenbezug für Kindergottesdienste und Jugendvereine billigere Preise!

Walther Hoffmann

Imma. Eine Bienenmär aus Imker-Land. Von Hermann Krieger. Hamburg, Ernst Schwabe 1922. 316 S.

Auf genauer Sachkenntnis beruhend, aus der Liebe zur Natur gequollen, von reicher Phantasie beseelt, voll Ehrfurcht vor den Wundern des Bienenstaates, ist das Werk eine rechte Sonntagslektüre für Imker. Wo der Verfasser am schlichtesten ist, ist er mir persönlich am liebsten, die biologischen Mythen sind mir zu burlesk. Aber er ist doch ein feinsinniger Dichter.

Gerhard Heine

*) In der „Weihestunde", die uns Pfarrer Michaelis mit seinen freundwilligen Künstlern bereitete, kam das Märtyrerlied Luthers zum Vortrag: „Ein neues Lied wir heben an." Es wird mit der neuerweckten Weise, die H. J. Moser „mit ziemlicher Gewißheit" Luthern zuschreibt, besonders für Reformationsfeste willkommen sein. Lied mit Melodie ist erhältlich bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Grundzahl 0, 10. — Der neue Band der Weimarer Lutherausgabe (35, ganz den Liedern gewidmet, 634 Seiten), der soeben erschienen ist, enthält natürlich auch Lied und Melodie, und zwar hat der genannte Hans Joachim Moser, Privatdozent in Halle, den musikalischen Teil des Bandes verwaltet. Nebenbei: Der Band enthält das Faksimile der wunderschönen Niederschrift Luthers von seinem Weihnachtsliede „Vom Himmel kam der Engel Schaar".

Die fernen Inseln. Von Karl Röttger. Leipzig, Erich Matthes 1921. 116 S.

Indem Röttger mit Seelenaugen die Tage seiner Kindheit betrachtet, wird ihm das Alltägliche zum Besondern, und die Andacht vor dem Seelischen und Ethischen geht behutsam den feinsten Stimmungen und Entwicklungen nach. Manches ist zu breit und farblos, das Ganze aber wertvoll für Mütter und Erzieher und die Schilderung von der Qual der Konfirmation für Pastoren. Gerhard Heine

Heut ist der Tag. Ein Zorn- und Liebesspiel in Reimgängen von Georg Stammler. Volks-Ausgabe. Mühlhausen, Urquell-Verlag 1922. 54 S.

Volk, Freiheit, Vaterland. Von Maria Kahle. Hagen, Hagener Verlagshandlung 1923. 81 S.

Deutschland. Von Werner Plaut. Oberhof, Maien-Verlag 1922. 16 S.

Diese drei Gedichtsammlungen entstammen der heutigen Not und Sehnsucht. Georg Stammler, der Verfasser der „Worte an eine Schar", geißelt in herben Epigrammen, die aus blutender nationaler Liebe kraftvoll, wenn auch ohne besondere Schlagkraft steigen, die Verderbnis unserer Zeit:

Foxtrott und Shimmy tanzt ihr prächtig,
ihr autelt, turft und amüsiert euch mächtig;
macht Börsentricks und schwelgt in Kunst und Mode —
und seid das deutsche Volk vor seinem Tode!

Maria Kahle, als Auslandsdeutsche in die heißgeliebte Heimat zurückkehrend, predigt in hergebrachten Rhythmen und Reimen Freiheitssinn, Stolz und Rache. Kein Hauch eines neuen Geistes lebt in diesen Versen vom deutschen Gott und vom Haß:

Es kommt ein Tag, beschworen von uns allen,
da wird die Rache auf das letzte Leben
aus Frankreichs Schoße grausig niederfallen!

Zukunftsglaube an ein Reich des Geistes, des Lichtes und des Völkerfriedens beseelt den an Deutschlands Sendung glaubenden Juden Werner Plaut; aber über eine edle Rhetorik kommt auch er nicht hinaus. Gerhard Heine

Zu Wilhelm Herrmanns Dogmatik. Wer im Besitz einer Niederschrift des Herrmannschen Diktats ist und in unsrer Wiedergabe einen Fehler oder eine Unstimmigkeit bemerkt, den bitten wir es uns mitzuteilen. Sp. 550 ist Matth. 6, 44 natürlich falsch; aber soll es 6, 33 heißen? Heute muß die Fortsetzung ausfallen.

D H

Kleine Mitteilungen. Vor mir liegt die Preistabelle für verschiedene Warengruppen in ihrem Verhältnis zum Dollarstand. Stichtag der 4. Oktober. Indexzahl für den Dollar 138 Millionen, für Lebens- und Genußmittel 109 Mill.; Textilien, Leder eingeschlossen, 215 Mill.; Mineralien, darunter Kohlen 307 Mill.; Gesamtindex für 98 Waren 182 Mill. Diese Zahlen sprechen Bände. Lebens- und Genußmittel allein etwas unter dem Dollarstand, alle übrigen Waren darüber, am höchsten die Kohle. Man frägt sich, wie kommt es, daß in einem Lande mit gesunder Landwirtschaft, wo sich lange Zeit die Preise unter Weltmarktstand hielten, in kurzer Zeit solche Zahlen möglich sind? Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß da an irgendeiner Stelle, wahrscheinlich von allen Händen, durch die die Waren gehen, ungeheuer verdient wird. Es hilft nichts, daß es Einer auf den Andern schiebt. Hier spielt Habgier mit, man kann es auch Angst nennen, im allgemeinen Wettrennen um das Geld zu kurz zu kommen und als der Dumme zu gelten. Die Entwertungsprämien gehen ins Ungeheure, steigern die Lebenshaltung, damit Löhne und Gehälter, zwingen die Einnahmen sofort wertbeständig in Waren oder Devisen anzulegen, treiben dadurch die Preise aufs neue, rufen neue Inflation hervor und verschlechtern die Valuta. Auch der reelle Geschäftsmann muß jetzt mitmachen, sonst ist er in drei Tagen ein armer Mann. Das ist ein furchtbares Rad, dessen Schwung Niemand aufhalten kann und das nicht allein von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern von nimmersattem Erwerbsgeist bewegt wird. Heute zermalmt es Tausende und zerstampft sie in grausigem Elend; morgen wird es seine eigenen Beweger mit zermalmen.

Wir haben in der Wöch. Chronik Nr. 40/41 vom Abstimmungsergebnis in der Angelegenheit der Kirchenenteignung in Riga berichtet. Inzwischen hat sich mit dem „Weltskandal" die Katholische Kirchenzeitung Salzburg 13. September 1923 (vorher schon die Augsburger Postzeitung) beschäftigt. Dort wird erklärt, daß „kirchenrechtlich alle ehemaligen katholischen Gotteshäuser in Riga unveräußerliches Eigentum der katholischen Kirche sind und bleiben", deshalb weil sie aus dem 13. Jahrhundert stammen, also von Katholiken erbaut sind. Wir unsrerseits möchten nun keinen Zweifel darüber lassen, daß uns das katholische Kirchenrecht gar nichts angeht, daß wir ferner völlig unempfindlich sind gegen das Argument, alles vor der Reformation kirchlicherseits Geleistete sei katholisch und damit heute noch Eigentum der katholischen Kirche. Wir sehen die Sache anders an: die mittelalterliche Kirche war gar nicht „katholisch"

im heutigen Sinn, sondern diejenige Gesamtkirche, auf deren Boden die Reformation eine Reinigung, nicht Absplitterung vollzogen hat. Es besteht also zwischen Mittelalter und Protestantismus eine Kontinuität, kraft deren Kircheneigentum überall da rechtmäßig in seinem Besitz ist, wo die Bevölkerung den Übertritt vollzogen hat. Der Streit um die Jakobikirche ist übrigens endgültig entschieden dadurch, daß der Staatspräsident die Eingabe der protestantischen Gemeinden um Anerkennung des Abstimmungsergebnisses vom 1. und 2. September abschlägig beschieden hat. Mag sich nun auch der katholische Klerus in der Kirche samt ihren Nebengebäuden einrichten, uns allen soll das Ergebnis ein Anlaß sein, uns auf die Herrlichkeit unseres evangelischen Glaubens zu besinnen und im Herzen um so tapferere Protestanten zu bleiben. W

Wöchentliche Chronik

Die Weltkonferenz für praktisches Christentum soll vom 12.—30. August 1925 in Stockholm tagen. epd

Der Entwurf eines Staatsgesetzes über die Kirchenverfassung der evangelischen Landeskirchen ist dem preußischen Staatsrat zugegangen.

Das Pfarramt der evangelischen Landeskirche ist durch Kammergerichtsentscheidung als öffentliches Amt anerkannt.

Der Deutsche Protestantenverein hat ein neues Programm beschlossen, in dem er u. a. eintritt für weitgehende Bewegungsfreiheit der Einzelgemeinden unter Wahrung gemeinsamer Grundformen in Gottesdienst, Seelsorge und Verwaltung, Anerkennung verschiedener Richtungen mit gesetzlichem Schutz der Minderheiten, gerechteres Wahlverfahren (Urwahl), christliche Erziehung in der Schule bei vertrauensvoller Zusammenarbeit der Vertreter von Kirche und Schule und Ablehnung der geistlichen Beaufsichtigung des Religionsunterrichts, Fortbestand der theologischen Fakultäten im Rahmen der Universitäten und streng wissenschaftliche Ausbildung der Theologen. Abwehr von Ultramontanismus, Materialismus und weltmüdem übergeistigen Wesen.

Landesbischof Ihmels und Konsistorialpräsident Böhme in Dresden werden von der sächsischen Regierung mit Gefängnis bedroht, wenn sie weiter amtieren wollen. (Vgl. Nr. 35 Sp. 560.) Die angerufene Reichsregierung schwieg bisher. AELKZ 41. — Ganz anders liegt der Fall Naumann. Das von ihm begründete und nun 35 Jahre geleitete Schwesternhaus ist Staatsanstalt, der Rektor Staatsbeamter. Seine plötzliche Versetzung in den Ruhestand (die Altersgrenze von 65 wie bei den Vorgenannten ist noch nicht erreicht) bedeutet einen Systemwechsel. Man will die staatliche Schwesternarbeit und Schwesternerziehung umgestalten und „verbessern". NSKBl 36

Zur Vernehmung von Kindern in Sexualprozessen hat das sächsische Justizministerium verordnet: nicht durch Polizei, sondern durch Staatsanwalt, Vormundschafts- oder Jugendrichter. Leugnet das Kind, muß ein Psychologe, Lehrer, Arzt als Sachverständiger zugezogen werden. Auswahl der Sachverständigen usw. durch das Psychologische Institut der Universität Leipzig und das Institut für experimentelle Pädagogik in Leipzig. Peinliche Prüfung, ob Untersuchungshaft nötig. Ist ein Lehrer beschuldigt, wird die Lehrerversammlung gehört. Nach Abschluß bekommt die Schule Einblick in die Akten. HessSchulz 27

Auf der Reichstagung von Haus und Schule sagte Professor Bachmann: „Die Wissenschaft sucht die Wahrheit, die Theologie findet sie, die Frömmigkeit besitzt sie." HessSchulz 27. — Ein andrer Redner: „Das Bekenntnis muß scheiden, streng scheiden, und wenn der Trennungsstrich mit Blut gezogen wird." AllgDtLehrerz 37

Ein Religionspädagogisches Institut wird zum Wintersemester in Berlin eröffnet. Kuratorium: Dibelius und Duske vom Oberkirchenrat, Generalsuperintendent Burghart, Schulrat Spanier, Professor Spranger. epd

Kirchliche Nachrichten aus Rheinland und Westfalen heißt ein neues Blatt, das der „Bund der Bekenner des biblischen Evangeliums" herausgibt. Leiter Pastor Wilhelm Weirich in Barmen.

Die Frankfurter Landeskirche schuldete am Ende des September ihren Pfarrern und Kirchenbeamten vier Fünftel ihres Monatsgehalts und begann den Monat Oktober mit ganz leeren Kassen.

Die rheinische und die westfälische Provinzialsynode haben sich für die Wahl der Provinzialsynoden durch die Kreissynoden (dort 2 Geistliche, 2 Weltliche, Zusatzstimmen für größere und die Drittelung für die Kreis-, nicht aber für die Provinzialsynoden (dort 2 Geistliche, 2 Weltliche, Zusatzstimmen für größere Kreissynoden) angenommen. ChrFrht 35/36

In Schleswig-Holstein haben sich die auf dem Boden des Bekenntnisvorspruchs der neuen Kirchenverfassung stehenden Gruppen und Kreise zu einer Gruppe der Rechten vereinigt (Organ: Kirchen- und Schulblatt); ihr gegenüber stehen die Freunde evangelischer Freiheit und die im „Bruderbund" vereinigten Kreise (Organ: „Die Landeskirche", das als Einheitsblatt gedacht war, aber eine nähere Bestimmung des Bekenntnisinhalts in der Verfassung als unzulässig abgelehnt hat). AELKZ 40

Der französische General Castelnau hat bei seinem Besuch im Vatikan auf die Haltung der Kurie zum Ruhrkonflikt einzuwirken versucht. Die Kurie soll erklärt haben, daß Katholiken und Klerus des Rheinlands nach wie vor von dem Erzbischof von Köln abhängen müssen. epd

Es gibt in Deutschland 6802 Klöster, 486 von männlichen Orden (8697 Mitglieder und 1003 Novizen), 6316 weibliche Orden (76 222 Schwestern und 7128 Novizen). Die meisten Niederlassungen haben die Franziskaner, die meisten Mitglieder die Benediktiner. Die Jesuiten besitzen 26 Niederlassungen mit 238 Mitgliedern. epd

Der lettische Staatspräsident hat das Kirchenschutzgesetz (CW 31/32, 33/34) für nicht angenommen erklärt, weil von 963 257 stimmberechtigten Bürgern nur 205 586 gültige Stimmen abgegeben worden sind. Die evangelischen Kirchenvertreter von 8 europäischen Staaten haben im Namen der religiösen Freiheit, des religiösen Friedens und der Gerechtigkeit in einem Telegramm an den Staatspräsidenten die Rückgabe der lutherischen Jakobikirche und der orthodoxen Alexeikirche an ihre Gemeinden erbeten. epd

Der estländische lutherische Kirchentag hat mit 208 gegen 34 Stimmen die Streichung des Zusatzes zum Bekenntnis in der Verfassung „in einem dem Geiste des Protestantismus entsprechenden Sinne" (CW 1922/21) beschlossen. Die 2. Lesung darf aber erst in einem Jahre stattfinden. Ein Antrag der Minderheit auf Neuordnung des veralteten, undemokratischen Wahlverfahrens wurde abgelehnt. AELKZ 40

Rußland. Im Empfangszimmer des Patriarchen Tichon hängt ein Plakat mit der Aufschrift: „Konterrevolutionäre oder sowjetfeindliche Vorschläge werden nicht entgegen genommen." Und ein andres Plakat: „Alle Geistlichen haben für das russische Land und seine Regierung zu beten." Tichon hält am alten Dogma und den alten Formen steinern fest, hofft so auch den Dorfpopen und die Bauernschaft zu gewinnen. Die „Lebendige Kirche" wirkt auf die Bauern, indem sie das unverständliche Slawonisch des Gottesdiensts durch das Russische ersetzt, die Zeremonien vereinfacht, die Nationalisierung des Kirchenlebens betreibt. Tichon stützt sich auf die städtische Bourgeoisie. Die „Lebendigen" werden aus den Kirchen Moskaus vom Volk hinausgeworfen, ihre Domäne ist Sibirien, Ukraine, das Westgebiet, überhaupt das bäuerliche Rußland. So der Kommunist Jakowlew in Prawda 185 f. Die Bolschewiki, früher Kirchen- und Religionsfragen abhold, widmen ihnen jetzt (seit dem Kampf um die Kirchenschätze) große Aufmerksamkeit. DEFinnld 10, 2

Die mennonitischen Kolonisten im Jekaterinowschen Gouvernemnt haben nach der diesjährigen Ernte mit der Auswanderung hauptsächlich nach Kanada begonnen, die von der Sowjetregierung begünstigt wird. WolgadtscheMonatsh 19/20

Auf der Julisynode der Presbyterianer in Kanada wurde die längst ersehnte Vereinigung der presbyterianischen mit den methodistischen und kongregationalistischen Kirchen gegen eine dissentierende Minderheit (129 gegen 426) vollzogen.

Das Erdbeben in Japan hat die evangelische Kirche, in der die Ostasienmission, die deutsch-schweizerische evangelische Gemeinde und eine japanische Gemeinde ihre Gottesdienste abhielten, zerstört; dagegen sind die Gebäude des Missionsvereins im Stadtteil Koishikara unversehrt geblieben. epd

Die Omarmoschee in Jerusalem wird mit Unterstützung der Muhamedaner Agyptens restauriert. Die christliche Grabeskirche geht unrettbar dem Verfall entgegen. — „Die Auswanderung aus Palästina nach fremden Ländern hat beinahe erschreckenden Umfang angenommen." WdT 14

Die jüdischen Kolonisten in Palästina haben zum ersten Male seit 50 Jahren jüdischer Kolonisation einen landwirtschaftlichen Kongreß gehalten und eine Allgemeine Genossenschaft der jüdischen Landwirte (zur Selbsthilfe gegenüber dem bisherigen Verlaß auf Philanthropen) gebildet. WdT 13

Von Personen. Ernannt: Generalsuperintendent D. Bernewitz, früher in Kurland, zum Landesbischof von Braunschweig. Promoviert: zum D. von Berlin der Leiter des Ev. Vereins für kirchliche Zwecke Lic. Friedrich Ulrich in Berlin, von Bonn der Direktor des Rheinischen Provinzialausschusses für Innere Mission Pastor Otto Ohl in Langenberg. Berufen: D. Wilhelm in Peking für Sinologie nach Frankfurt a. M. Als Elerts Nachfolger geht Lic. F. Priegel, Lehrer am Leipziger Missionsseminar, nach Breslau. (Statt Paul Schlatter ist in v. Nr. zu lesen: Theodor.) Gestorben: Pastor D. Otto Beeck in Bremen, Oberstudiendirektor Hugo Gaudig in Leipzig. E St

Verantwortlich: Prof. D. M. Rade, Marburg a. L.

Soeben erscheint

Zwischen Südpol und Äquator

Erlebnisse als Seemann Goldgräber und Pflanzer

Von

Edwin Artl

*

Diese neue Robinsonade zündet!

Sie bietet kein bezauberndes Fantasiegebilde, sondern erfahrene, gemeisterte Wirklichkeit, persönliches Erlebnis und praktische Tat. Die Erlebnisse des Kapitäns Heinrich sind in einfacher Kerbholzsprache erzählt. Der erprobte Seemann verwandelt sich unfreiwillig zum Goldgräber in Neuseeland, taucht dann als Walfischfänger im südlichen Eismeer und im Tropengebiet auf und landet auf Bougainville (Salomoinseln) als Pflanzer. Seine mühseligen Anfänge, seine Erfolge in den Kulturen werden ausführlich beschrieben. Ein ungeheurer Vorrat landwirtschaftlicher Kenntnisse wird dabei aufgestapelt, die aber inmitten des Tausenderleis schicksalhafter Geschehnisse auf der neuen Ansiedlung ebensowenig schleppend wirken wie der in die Darstellung hineingeflochtene seemännische, botanische und zoologische Erfahrungsbereich. Dieser sachliche Ton erhöht vielmehr unsere Spannung von der ersten bis zur letzten Zeile.

Dieser abenteuerliche, wahrheitsgemäße

Bericht eines Tatmenschen, dieses Zeugnis deutschen Mutes und deutscher Unternehmungslust muß in unseren Notzeiten erst recht Eingang finden ins deutsche Haus zur Herzstärkung für Jung und Alt!

*

Solid in mehrfarbigem Halbleinenband gebunden / Grundzahl: 4.—

Drei wertvolle Bücher

von

Paul Eberhardt

Das Buch der Stunde Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres gesammelt aus allen Religionen und aus der Dichtung. Dritte veränderte Auflage .... geb. Gz. 6.—

„Das Buch der Stunde rechne ich zu den besten religiösen und praktisch philosophischen Anthologien, die wir in deutscher Sprache besitzen ..."
Franz Strunz im Literar. Echo

„Das ist eines der schönsten Andachtsbücher, vielleicht das schönste, das ich kenne. Das beste aus allen Völkern ist hier zusammengetragen ... unendlich wohltuend und im Innersten erquickend."
Prof. Weinel in der Freien Volkskirche für Thüringen und Sachsen

„Der religiöse Mensch, welcher der Mensch der vollkommensten und höchsten Duldung ist, dem Religion kein Dogma und kein Bekenntnis, keinerlei Wissensfrage bedeutet, kann an diesem Buch groß werden und sich entfalten."
Jul. Hart im Tag

Der Weg zur Wahrheit (Dhammapadam) geb. Gz. 3.20

„... Ein Mittler hat mit stellvertretender Wirkung für uns alle einen inneren Aneignungsakt vollzogen. Ein Fremdes ist erstaunlich treu wiedergegeben und doch erstaunlich vertraut gemacht — der von allem Rost und Staub gereinigte Spiegel, der unser eigenes Bild zurückwirft."
Frankfurter Zeitung

Die Elemente Mit vier Zeichnungen von Hans Wildermann . . . . . geb. Gz. 3.50
num. Vorzugsausg. in Halbperg. Gz. 10.—

Die uralt heiligen, die vier Elemente lassen hier ihre Stimme aufrauschen; und ihnen lauschend strömt es wie ein großes Gesunden in uns ein.

„Eberhardt hat uns geistige Schätze des Ostens in mustergültigen Übertragungen seelisch nahe gebracht. Heute spricht er zu uns als eigener Dichter. Sein Lied gilt den uralt heiligen Elementen, deren Kräfte beschwört er herauf, damit aus ihnen uns selber Kraft werde. Sie reden selbst mit der ungewordenen stillen und doch gewaltigen Stimme, die ihnen innewohnt, und so heilt und heiligt ihre Sprache. Die vier Zeichnungen von Hans Wildermann gleichen einer künstlerischen Verteilung von Eberhardts dichterischer Sprache."
Neue Leipziger Zeitung

Wilhelm v. Scholz

Reise und Einkehr

Dritte vermehrte Auflage
Mit acht Bildern
Kart. Gz. 3.—

„Nur ein Gemüt, das sich im Kellerschen Sinne zu jeder Stunde am stets gegenwärtigen Überfluß der Welt zu sättigen weiß, konnte so viel Gedanke und Gefühl binden! Ein wahrhaft gutes und kluges Buch!"
Tägliche Rundschau

„Ich wurde an die Studien meines landsmännischen Stifter erinnert."
Fritz Mauthner

Städte und Schlösser

Zweite vermehrte Auflage
Mit sechs Bildern
Kart. Gz. 3.—

„In Stunden der Einkehr, die uns nur so selten in dieser Zeit vergönnt sind, sollten wir nach dem Büchlein greifen, es wird uns Frieden und den Glauben an deutsche Zukunft schenken."
Der Tag

„Welch liebes Buch, wie eine Elegie und eine Ode von deutscher Heimat!"
Der Zwiebelfisch

In einem Band gebunden Gz. 8.—

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha

Im Auftrage einer Pastorenwitwe verkaufe ich meistbietend eine Reihe wertvoller Bücher, darunter
Luthers Werke Erl. Ausg. einschl.
der op. lat.,
Köstlin: **Martin Luther,**
Geyer-R.: **Gott und die Seele.**
Ausführl. Verzeichnis sendet gegen Einsendung des Rückportos
Pastor **Raabe, Hüttenbusch**
b. Neu-St. Jürgen, Bez. Bremen.

Zu verkaufen gegen Höchstgebot
Herzogs Realenzyklopädie,
herausgeg. von Hauck, 3. Aufl. 22 Bde., Originaleinband, sämtliche Bände tadellos erhalten. Anfragen mit Preisangebot an
Frau Pfarrer **Ahles**, Wwe.
in **Schlierbach** bei Heidelberg.

Dr. 4ling Seife
Hersteller: J. Kron, München
Unerreicht in Duft und Güte!
Die preiswerte Toiletteseife von wunderbar mildem Schaum und entzückendem Duft!

Schwerhörige
werden oft im Beruf behindert. Mein Hörinstrument **„Auridal"** ges. gesch., unsichtbar im Ohr, schafft Erleichterung. **Wirkung überraschend,** besond. bei Schwerhörigkeit (nicht angeborene Taubheit) Ohrensausen, nervösem Ohrenleiden. Aerztl. empfohlen. Preis 1 Stück 6 Millionen Mark, 2 Stück 10 Millionen Mark.
Hauptvertrieb
J. Dichtl, München A 215
Hoffmannstraße 20.

Ausland-Lieferungen
besorgt prompt
Th. Rother, Buchh. f. Theol., Leipzig

Vor Kurzem erschien
Lily Weiser, Jul
Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum
Eine volkstümliche Untersuchung ihrer Geschichte
geb. Gz. 2.—
Eine vortreffliche Geschichte der deutschen Weihnachtsfeier, wie des Weihnachtsfestes überhaupt, das in seinen Wurzeln weiter zurückreicht als jene allerdings durch die Zeit und Art dann wieder auf Geist und Art der deutschen Weihnachtsfeier anregend einwirkte. Wir lernen hier das deutsche Weihnachtsfest begreifen als eine ganz aus deutschem Geist und deutschem Volksgut hervorgegangene rein deutsche Schöpfung, seiner Art und seinem Inhalt nach verschieden von den Weihnachtsfeiern der anderen Völker und an sinnigem Brauch und gemütbildender Kraft von keinem von ihnen erreicht. Die Untersuchung arbeitet mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung und ist doch so volkstümlich gehalten, daß sie allgemeinen Verständnisses sicher sein kann. Das ist um so anerkennenswerter, als heute die Darstellung der Geschichte unserer Volksbräuche besonderem Interesse begegnet. Das nordische Urwinterfest, Festgebräuche, Sitten, Märchen und Legenden, Weihnachtsbaum und Weihnachtsgeschenke ziehen in ihrem Werdegang aus längst vergangenen Tagen bis zu ihrer heutigen Gestaltung an uns vorüber. Und das traute deutsche Weihnachtsfest wird uns gestaltreicher und lebensvoller, wenn wir es so in seiner Sonderart verstehen lernen. Stuttgarter Neues Tageblatt
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha

Soeben gelangt zur Ausgabe:
Lic. **Strewe**
Das Bild im Konfirmandenunterricht
(Materialien zu seiner Verlebendigung)
ein praktisch erprobter Versuch der Einführung des Arbeitsprinzips mit heute durchführbaren Mitteln.
Bei sofortigem Bezug vom Verf.: Gz. 0,40 portofrei (Postscheck Leipzig 430 17).

An die Mitarbeiter der „Christlichen Welt"
Sonderdrucke betreffend
Die heutigen Verhältnisse verbieten es uns, Sonderdrucke oder Abzüge einzelner Arbeiten anzufertigen; die uns entstehenden Selbstkosten sind so hohe, daß wir es weder wagen können, sie den Herren Auftraggebern in Rechnung zu stellen, noch viel weniger sie selbst zu tragen vermögen. Wir bitten daher die Herren Mitarbeiter, von der Gepflogenheit, Sonderdrucke ihrer Arbeiten zu verlangen, grundsätzlich **absehen** zu wollen.
Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Suche für 1. Nov. eine zuverlässige **Stütze** schlichten und freundlichen Wesens. Mädchen vorhanden. Ausführliche Angebote mit Bild erwünscht.
Dr. **Hans Hammer,** Studienrat
Plauen i. V., Dittrichplatz 2, II.

In stilles einfaches Landhaus sofort
Hauslehrer
gesucht für zwei Jungen 15 u. 14 j. (Tertia) und ein 10jähr. Mädchen. Entschied. Christentum, vaterländ. Gesinn. Anerb. mit Gehaltsanspr. an
Frau v. d. Planitz, geb. v. Römer,
Naundorf b. Oschatz i. Sa.

63jährige Pfarrerswitwe,
schwerhörig und kurzsichtig, sucht Aufnahme noch zum Winter in einer christlichen Familie, in der sie nach ihren Kräften im Haushalt helfen kann und ein Daheim findet, gegen Zahlung einer mäßigen Pension. Wünschenswert Nähe von Berlin oder Thüringen. Angebote vermittelt
Rade, Marburg.

Eine Weiterführung der Reformation
bedeuten die 2 neuen Schriften v.
Friedrich Schöll
I. Die Wahrheit über d. Christentum. Wege zu deutsch. Wiedergeburt zur Schaffung eines deutschen Volksglaubens. —.50 Grdz.
II. Das wahre Christentum als deutscher Volksglaube. 80 Sätze wider den Unglaub. d. „Christen" —.10
Mimir
Verlag für deutsche Erneuerung
Stuttgart, Seneselderstraße 13.

Der **Nürnberger Diakonieverein** beginnt am 1. Oktober einen **Ausbildungskurs** in **Krankenpflege** für Schülerinnen. Aufnahmebedingungen und Einzelheiten durch die Vereinsleitung Nürnberg, Blumenstraße 8. Rückporto erbeten.

Schwestern
ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein**
Rückp. Darmstadt, Wittmannstr. 22
Konsistorialrat Noack.

Für unsere Studenten der Theologie ist uns seit Jahr und Tag vornehmlich aus der Schweiz und aus Norwegen, aber auch aus Schweden, Dänemark, England und Nordamerika so reiche, herzlich gebotene Hilfe geworden, daß es uns Pflicht und Bedürfnis ist, dafür öffentlich Dank zu sagen.

Marburg a. L., 20. 10. 1923.

Die Theologische Fakultät
D. Hölscher, Dekan

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Oktober: Grundzahl 0.60, Schlüsselzahl 1 Milliarde 700 Millionen, Doppelnummer außer Abonnement M. 609 Millionen; im Auslande für das Vierteljahr Oktober—Dezember und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52 000.—; Rumänien Lei 100.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; Ungarn Kr. 14 000.—; Porto nach dem jeweiligen Postiarif. — Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Grundzahl 0,10 mal der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-B.; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2432. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha. — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 8. November